
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

August 8/2021

73. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Angela Reinders

Körperliche Distanz und digitale Nähe

Christian Heckmann

Gesucht – gefunden?

Die Pfarrei der Zukunft in den Bistümern Essen und Trier

Martin Patzek

Alter oder neuer Dienst?

Römisches Interesse an der Katechese

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Georg Lauscher	
Bleib auf der Suche, wo Christus ist!	226
<hr/>	
Angela Reinders	
Körperliche Distanz und digitale Nähe	227
<hr/>	
Christian Heckmann	
Gesucht – gefunden?	
Die Pfarrei der Zukunft in den Bistümern Essen und Trier	233
<hr/>	
Martin Patzek	
Alter oder neuer Dienst?	
Römisches Interesse an der Katechese	238
<hr/>	
Kurt Josef Wecker	
In einem Stau, der sich langsam auflöst	
Pilgern in Corona-Zeiten – und danach	241
<hr/>	
Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango	
Die „Bruderliebe“ in den Johannesbriefen	
Aktuell und sprachgerecht übersetzt	248
<hr/>	
Rezension	
Massimo Borghesi: Papst Franziskus	254
<hr/>	



Liebe Leserinnen und Leser,

Corona hat eine Fragestellung aufgebracht, die so vorher nicht im Raum stand, 1. weil Digitalität gerade im Raum der Kirche – aber nicht nur hier – in früheren Zeiten, und d. h. bis vor ein- einhalb Jahren, längst nicht den heutigen Umfang eingenommen hatte und 2. auch nicht unausweichlich war. Wo physische Nähe und Präsenz angezeigt erschienen oder auch nur gewohnt waren, wurden sie praktiziert. Jetzt, da die Koordinaten neu bestimmt sind, die Rückkehr nach der vorherigen „Normalität“ mehr Wunsch als Wirklichkeit ist und auch die Vorteile der Digitalität erkannt sind, die für eine weiträumigere Beibehaltung sprechen, steht die Frage nach dem Verhältnis von körperlicher Distanz und digitaler

Nähe grundsätzlich im Raum. Sie betrifft viele Lebensbereiche, ganz besonders aber den Bereich der Seelsorge. Ihr nähert sich in sehr differenziert und in keine Seite vereinnahmender Weise **Dr. Angela Reinders**, Leiterin der Abteilung Personalentwicklung im Generalvikariat Aachen und Mitglied des Teams der Innovationsplattform „Heute bei dir“ im Bistum Aachen.

Nachdem Frank Reintgen bereits im Überblick das Buch „Pfarrei der Zukunft“ in der Juni- Ausgabe vorgestellt hat, nimmt **Christian Heckmann** es jetzt als Leiter der Stabsstelle Synodenumsetzung im Bistum Trier unter die Lupe. Auf dem Hintergrund seines Wirkungsfeldes kann er einen spannenden Vergleich zwischen den Kirchenentwicklungsprozessen im Bistum Essen (sie sind Gegenstand der Buchveröffentlichung) und denjenigen im Bistum Trier durchführen. Solche Konkretion lässt aus „grauer Theorie“ Anschaulichkeit erwachsen.

Kaum gab es einen Beitrag zum Thema Katechese im Pastoralblatt (Gespräch zwischen P. C. Höring und B. Lutz in der Maiausgabe (S. 131-135), kommt aus Rom neue „Post“ zum selben Thema. Ein Motu Proprio zur Einführung des Dienstes der Katechetin und des Katecheten hat Papst Franziskus verfasst, und **Prälat Dr. Martin Patzek** aus Hattingen, lange Zeit als Caritaswissenschaftler Dozent am Diakoneninstitut in Köln, hat es sofort für die Leserschaft des Pbl gelesen und stellt es vor, Die Septemбераusgabe wird noch eine eigene Kommentierung des Motu Proprio *Antiquum ministerium* durch Patrik C. Höring bringen. Platzgründe erlaubten keinen gleichzeitigen Abdruck.

Corona verhindert mit dem Verbot körperlicher Nähe auch eine gerade in den letzten Jahren beliebte, letztlich uralte Form spirituellen gemeinschaftlichen Tuns: das Pilgern. Was hiermit entfällt und was für postcoronare Zeiten zu erhoffen ist, damit beschäftigen sich die Ausführungen des Nidegener Pfarrers und Beauftragten für Wallfahrtsseelsorge im Bistum Aachen, **Pfr. Kurt Josef Wecker**.

Zum Schluss wird es biblisch. **Pfr. Dr. Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango**, Pfarrvikar in Leverkusen, bietet im Nachklang zu den Lesungen aus dem Ersten Johannesbrief an den Sonntagen der Osterzeit einen prägnanten Überblick über die Theologie aller drei Johannesbriefe. Die besondere Pointe liegt in der Fragestellung, ob die in der neuen Einheitsübersetzung zumindest teilweise durchschimmernde exklusive „Männlichkeit“ der geforderten Nächstenliebe im Sinne reiner „Bruder“-Liebe eine gute Lösung oder eher unachtsame Inkonsequenz ist.

Mit guten Erholungswünschen grüßt Sie herzlich

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Georg Lauscher

Bleib auf der Suche, wo Christus ist!

Der Soziologe Hartmut Rosa stellt fest: Die „Übersetzung des fundamentalen menschlichen *Beziehungsbegehrens* in ein *Objekt-begehren* entspricht in der Tat einer Fetischisierung: Die begehrten Eigenschaften werden den Objekten selbst zugeschrieben; die gesuchte Erfüllung wird von ihrer (sicheren und verfügbaren) Aneignung, nicht vom (unsicheren und unverfügbaren) Prozess der Anverwandlung erwartet“. Hat die Corona-Krise nicht offengelegt, dass es Tendenzen im Klerus und im Volk Gottes gibt, sich die Eucharistie wie ein Objekt zu sichern und verfügbar zu machen?

Seit Jahrzehnten beginne ich meine Tage schweigend im Angesicht der Eucharistie und beende sie schweigend im Angesicht der Eucharistie. Ich bin einfach da – wie Sie einfach da ist. Ich bin überzeugt, Sie ist leibhaftig da, nicht bloß als fromme Idee. Es ist ein schweigendes In-Beziehung-sein, wie Liebende ohne Worte beieinander sind. Ich tue nichts Besonderes. Ich denke nichts Besonderes. Ich vertraue Ihr mich selbst und alles Erfahrene an. Ins Unterbewusstsein prägt sich mir ein: den ganzen Tag, die ganze Nacht lebe und atme ich in Ihrer Gegenwart. Und diese Gegenwart ist unscheinbar, lautlos, friedvoll. Sie ist mir nicht verfügbar. Wie die immerwährende Hintergrundstille, die im Lärm nicht mehr wahrnehmbar ist. Wie der Raum, in dem alles da ist. Da verbietet es sich, Christi Gegenwart in der Eucharistie wie eines Objektes habhaft zu werden. Das Entscheidende ist die Sehnsucht nach

innigster Beziehung, Ehrfurcht, nicht Aneignung.

Der Aachener Weihbischof August Peters, dessen Wahlspruch war „Sucht, wo Christus ist!“, sagte in Exerzitien: „Es käme also vor allem darauf an, dass wir in unserem Leben lange auf Christus schauen. Wer lange und immer wieder auf Ihn schaut, wird immer mehr die Züge Seines Antlitzes tragen. Der Mensch wird das, was er in seinem Leben lange angeschaut hat. Wer nicht müde wird, auf Jesus zu schauen und auf Ihn zu hören, der wird immer mehr verstehen, was Er von uns will ... der wird erfahren, dass etwas ganz Neues in seinem Leben anbricht und das Alte immer mehr vergeht.“ Meine Fixierungen und meine geistliche Habsucht lösen sich. Ich werde freier *von* mir selbst *zu* mir selbst, freier *von* den Anderen *für* die Anderen. Ich merke beim Schweigen in Seiner Gegenwart unausweichlich, wo ich *nicht* bei Ihm ruhe, sondern verwirrt und verwickelt bin. „Ich glaube, weil ich bete“ (Karl Rahner). Je weniger ich bete, desto mehr verkümmert mein Glaube. Das merke ich.

Christus ist mir im ärmlichen, trockenen Brot der Eucharistie präsent. Wenn ich auf Ihn in der Materie des Brotes wie in ein Brennglas schaue, erahne ich: Er kommt mir in allen Menschen, in aller Materie, im ganzen Kosmos entgegen. Er ist universal gegenwärtig. Und wenn ich auf Ihn schaue, schaue ich auch in einen Spiegel und erkenne meine tiefste Identität: sein Leib und Leben zu werden für das Leben der Welt. So relativiert sich alles. Vor allem relativiere ich mich selbst und werde freier, auf die zu schauen, in denen Er besonders herausfordernd präsent ist: „Was ihr den Schwächsten tut, das tut ihr mir ...“

Körperliche Distanz und digitale Nähe

Seelsorge ist ein Begriff, der nicht in die Leib-Seele-Dualität führt, die man ihm zuschreiben könnte: Wer sich um und für die Seele eines anderen Menschen sorgt, geht ganzheitlich fürsorglich mit der Begegnung um. Man empfängt einander in einem Raum, in dem es gut riecht, in dem vielleicht eine Kerze leuchtet. Es gibt mindestens einen Schluck Wasser. Es liegen Taschentücher bereit für den Fall, dass sie benötigt werden. Stimme und Tonalität passen sich der Atmosphäre, der Stimmungslage und dem Grad der Vertraulichkeit an.

Mit Beginn der Pandemie in Deutschland zum Frühjahr 2020 wurden Menschen angehalten, die so genannte AHA-Regel zu beachten: Abstand halten, Hygiene-Maßnahmen beachten, Alltagsmaske tragen. Hygiene ist immer gut, ob jemand die Maske als Mund-Nase-Bedeckung richtig trägt, wurde zum Bewertungsschauplatz, sie konsequent zu tragen, zum politischen Statement. Abstand?

Schritt für Schritt geschahen in der gesamten Gesellschaft wahre Digitalisierungsschübe. Großeltern skypten mit Enkelkindern, Tagungen und Konferenzen wurden in Videoformate umgewandelt. Gottesdienste wurden gestreamt, eher in Nachahmung des Fernsehgottesdienstes innerhalb der Ortsgrenzen, nach und nach aber auch weitere Formate der Pastoral in digitales Angebot umgewandelt: Kommunionunterricht. Bibelgespräch. Dann auch Formen, die für die Internetseelsorge¹ seit längerer Zeit nichts Besonderes sind, aber bisher kaum je in der Breite beachtet wurden: Seelsorgegespräche etwa. Und ja, auch Trauergespräche. Behutsam.

Übertragen auf digitale Formate der Begegnung ist erkennbar, dass sinnliche Faktoren fehlen. Der zugewandte Blick irrt nicht knapp aneinander vorbei, man müsste konstant in die Kamera blicken, um dem anderen sozusagen in die Augen zu schauen. Menschen sind archaisch darauf geprägt, einer anderen Person ins Gesicht zu blicken, wenn sie näherkommt, und sei es auf einem Bildschirm oder auch überhaupt auf einem Bild. Niemand schafft es, dauerhaft nur das Monokel am oberen Bildschirmrand anzusprechen, am Bild des Menschen als „Spur des anderen“ (Lévinas) vorbei, das sich anbietet, gerade, wenn er Zuwendung braucht. Die digitale Begegnung riecht nach nichts, für das Wasser und die Taschentücher muss jede, muss jeder selbst sorgen.

Nun beschreibt das eingangs skizzierte Setting die Rahmenbedingungen für die leibhaftige Begegnung. Ein Seelsorgegespräch kann gelingen, wenn dieser Rahmen stimmt. Füllen müssen ihn die Menschen, die sich darin gegenüber sitzen. Bedeutet die Nähe im Sinne physischer Nähe von zwei Menschen in einem Raum immer auch eine pastoral relevante Nähe? Und kann umgekehrt auch in einem digital entstandenen Raum bei einer virtuellen Begegnung Nähe möglich sein?

Wie kommt in all dem Gott zum Vorschein, dessen Frage aus Jer 23,23 im Raum steht: „Bin ich nur ein Gott aus der Nähe – Spruch des HERRN – und nicht auch ein Gott aus der Ferne?“

1. Distanz

Vom lateinischen Verb „distare“ („voneinander wegstehen“) abgeleitet in der Bedeutung getrennt sein, entfernt sein, aber auch unterschieden sein, meint die „distantia“ Abstand und Entfernung, auch die Verschiedenheit. Das Verb „distanzieren“ kann auch reflexiv gebraucht werden: Wenn man mit etwas oder jemandem nichts zu tun haben will, distanziert man sich.

1.1. Soziale Distanz

Dass die Forderung, nun auf Abstand zu den anderen zu gehen, schnell mit der Wendung des „social distancing“ gefüllt wurde, erschwerte die Erträglichkeit der Situation. Auf Abstand geht man nicht zu den Menschen, mit denen man sich umgeben möchte.

Soziale Distanz als Modell entwarf 1924 Robert E. Park in der Soziologie. Er beschrieb, wie Menschen „voneinander wegstehen“, sei es, weil sie nur in institutionalisierten Formen wie etwa der Arbeitsstätte miteinander freundlich-offenen Kontakt und außerhalb dessen keine weitere persönliche Nähe haben, sei es im Sinn der bewussten Entscheidung, nichts miteinander zu tun haben zu wollen, bis hin zur Ablehnung oder Angst. In seinem Modell bezog Park sich zwar auf den subjektiven Wunsch nach Distanzierung, den zwei Individuen in Bezug aufeinander haben. Den Ausschlag für diesen Wunsch jedoch geben Kategorien, wie etwa die Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Gruppe, einer Ethnie oder einer Religionsgemeinschaft. Parks Schüler E. S. Bogardus entwickelte 1925 zu diesem Modell ein Messinstrument, um soziale Distanz zwischen Ethnien zu bestimmen, und zwar auf einer Skala von „ein Mitglied dieser Gruppe würde ich heiraten“ bis „ein Mitglied dieser Gruppe würde ich aus meinem Land ausweisen“.² Der Anthropologe und Ethnologe E. T. Hall bezog sich auf den Begriff, als er 1966 Dimensionen wie Kontext, Raum und Zeit anlegte, in denen Individuen miteinander kommunizieren. In seinem Kommunikationsmodell beschrieb er den Abstand zwischen Menschen nach dem Grad der Beziehung.³

1.2 Physische Distanz

Menschen halten nicht erst dann physische Distanz zueinander, wenn man sie wie in den Coronaschutzverordnungen dazu anhält, auf Abstand zu gehen. Hall unter-

schied vier Dimensionen der Distanz: die intime, die persönliche, die soziale und die öffentliche Distanz, jeweils in einer nahen und einer weiteren Stufe. Nach seinen Studien und Beobachtungen konnte er sie sogar mit Messwerten hinterlegen. Zwischen Liebenden oder Menschen, die einander beschützen oder miteinander ringen, ist der Abstand nicht messbar, erst in der weiteren Stufe (15 cm bis 45 cm), an die sich die persönliche als nächste Dimension anschließt (nah: 45 cm bis 75 cm, weiter: 75 cm bis 120 cm). Die soziale Distanz beschreibt den Abstand, den Menschen in unpersönlichen Angelegenheiten zueinander einnehmen, je näher, umso mehr engagiert in der Angelegenheit (nah: 60 cm bis 210 cm, weiter: 210 cm bis 365 cm). Die öffentliche Distanz geht über den laut Verordnung gebotenen Abstand von mindestens eineinhalb, besser zwei Metern hinaus (nah: 365 bis 760 cm, weiter: ab 760 cm).⁴

Diese Abstände sind Werte, die Hall von der Erfahrung auf die Beobachtungsebene gehoben und in Maßeinheiten beschrieben hat. Im täglichen Umgang miteinander sind es die Abstände, in denen sich Menschen in Abhängigkeit von ihrer emotionalen Nähe zueinander einrichten. In der Regel führt niemand im Supermarkt oder zur seelsorglichen Begegnung ein Maßband mit sich. Die Pandemie jedoch muss regeln, welcher Abstand denn zu halten ist. Aus gefühlten selbstgewählten Abständen werden regulierte Richtwerte.

Samy Molcho, Pantomime und Dozent für Körpersprache, zeigte ein beeindruckendes Experiment: Er ließ zwei einander fremde Personen auf die Bühne kommen, eine Frau, einen Mann. Er lud sie ein, sich so gegenüber aufzustellen, dass sie ihren Abstand zueinander als angenehm empfänden. Als die beiden dies herausgefunden hatten, experimentierte er noch ein wenig mit ihnen herum, ließ die Frau einen Schritt zurück, den Mann ein Stückchen nach vorne treten, dann beide wieder kleine Schrittschritte auseinander, als der Abstand von beiden als

zu eng empfunden wurde. Als sie meldeten, nun sei der Abstand gut justiert, bat er den Mann, seine Faust mitsamt ausgestrecktem Arm in Richtung der Frau zu halten. Die Faust landete in der Luft etwa einen Zentimeter vor der Nase der Frau.

1.3 Emotionale Distanz

Den eigenen Abstand zu definieren gelingt einigen Menschen besser im Kontakt mit Fremden als mit denjenigen, mit denen sie in einer Beziehung leben. „Die räumliche Distanz ist keine affektive.“⁵ Dieser Satz, den die Philosophin Charlotte Casiraghi und ihr Lehrer Robert Maggiori so schlicht wie wahr feststellen, gilt in beide Richtungen: Auch die räumliche Nähe ist nicht zwingend affektiv. Die Zahl der Bücher zum Thema „toxische Beziehung“ wuchs in den Jahren 2020 und 2021 erkennbar deutlich an. Sind Menschen gemeinsam im Lockdown gefangen, wird deutlicher, dass sie in Wahrheit schon lange Gift füreinander sind. Emotional auf Distanz zu gehen bleibt ein Kraftakt, wenn die räumliche Nähe andere Geschichten nach außen erzählt und nach innen jeden emotionalen Übergriff ermöglicht.

Im Lockdown wird auch die Kirche mit dem, was sie Gutes bringen kann, weniger erlebbar. Dass die öffentliche Wahrnehmung von den erschreckenden Erkenntnissen zu geistlichem und körperlichem Missbrauch geprägt ist, lässt viele auch in dieser Situation emotional auf Distanz zur Kirche gehen oder die schon bestehende Distanz wahrnehmen: Entfremdung und fehlende Bindung zur Kirche wird am zweithäufigsten als Grund zum Kirchenaustritt genannt.⁶

Wer Quarantäne erlebt hat und den Rückzug vertrauter Menschen angesichts der Ansteckungsgefahr, kann sich in die Geschichten von Aussätzigen im Evangelium ganz anders einfühlen.

1.4 Digitale Distanz

Die Ping-Zeit oder die Round Trip Time (RTT) gibt Auskunft darüber, wie schnell ein Datenpaket als digitales Signal bei einem anderen Rechner ankommt und wieder zurück. Digitale Distanz ist mit diesem Wert messbar. Der Wert ist nicht sichtbar, aber erfahrbar in der Zeit, die eine E-Mail braucht, um vom Sender bei der Empfängerin anzukommen, oder aber auch durch manche verzögerte Stimm- und Bildübertragung in einer Videokonferenz.

Nicht alle haben Zugang zu digitalen Räumen und Kommunikationswegen. Selbst diejenigen, denen er offensteht, sind nicht unbegrenzt auf diesem Weg erreichbar, weil der Datenschutz (in den meisten Fällen aus gutem Grund) verhindert, dass alle schrankenlos kontaktiert werden.

Digitale Begegnung kann die physische Wahrnehmung nicht ersetzen. Zwei eindrucksvolle Beispiele: Tobias Krüger, Teamleiter bei der Otto Group, erzählte von einer neu im Homeoffice hinzugekommenen Kollegin, die eben auch nur ein digitales Onboarding erfahren konnte. Zum großen Erstaunen des Teams ließ sie am Rande die Bemerkung fallen, sie sei ja nur 1,56 Meter groß.⁷ In der Videokachel ist sie nicht kleiner und nicht größer als alle anderen auch. Ein Gesicht bleibt auch in diesem Format nicht gut lesbar. So erzählte ein Seelsorger aus einem Gesprächsführungskurs: Ich sehe nicht immer gleich, ob jemand weint – erst, wenn diese Person ein Taschentuch benutzt.

2. Nähe

Das Wort „Nähe“ leitet sich ab vom Adjektiv „nah“. Es schwingt immer auch ein zeitlicher Begriff mit, auch ein Ereignis kann nah sein. In erster Linie ist es vom Mittelhochdeutschen her räumlich gemeint und meint eine geringe Entfernung.⁸

2.1 Soziale Nähe

Dass überhaupt von Nähe die Rede ist, beinhaltet immer auch noch eine Komponente der Distanz. Einander nah kann nur sein, wer immer noch voneinander entfernt ist, in welcher kurzen Entfernung auch immer. Auch die räumliche Nähe ist also eine Situation, die sozialer Gestaltung bedarf. Sie macht die soziale Nähe leichter, ist aber nicht per se Garant, dass sie sozial nah erfahrbar wird.⁹ Soziale Nähe entsteht nicht nur analogräumlich, sondern auch in den sozialen Netzwerken in den digitalen Räumen.

Dass soziale Nähe ein Thema der Digitalisierung ist, wurde in der Pandemie vor allem im Bereich der Schulen und ihren digitalen Kontakten zu Schülerinnen und Schülern erkennbar, die ihre Schule als sozialen Ort vermissen, wenn sie ihn nicht aufsuchen können.¹⁰

2.2 Physische Nähe

Nach allem, was man von der Entwicklung des Menschen weiß, ist er auf körperliche Nähe angewiesen. Studien belegen in erbarmungsloser Deutlichkeit, was es für Neugeborene in ihrer Entwicklungshemmung bedeutet, sie nur mit dem Nötigsten zu versorgen und ihnen die körperliche Nähe, Wärme und Zärtlichkeit zu entziehen. Freundschaft und Liebe drückt sich in leiblichen Zeichen der Verbundenheit aus: in den Arm nehmen, streicheln, küssen. „Ein Fleisch werden“ ist konstitutiv für den sakramentalen Ehebund.

Leibliche Nähe ist eine Erfahrung primärer Empathie. Was der eine Mensch in seinem Leib als Stimmung ausdrückt, sei es Freude im Lachen, sei es Erröten im Zorn, darauf reagiert der andere in der unmittelbaren Begegnung resonant mit Hochgefühl oder mit Spannung im eigenen Leib.¹¹

Jesus Christus gestaltet die Begegnungen mit den Menschen, die der Heilung bedürfen, „äußerst körperlich“¹². In der Kirche, wie sie sich heute im Wissen um allen Missbrauch mit emotionaler wie leiblicher Nähe zeigt, ist in der Nachfolge Jesu diese betonte Körperlichkeit auf keinen Fall unbedarft nachzuahmen. Will man jedoch gleichzeitig „[...] nur die optimale Distanz suchen und die optimale Nähe vermeiden, droht einiges verloren zu gehen, das wertvoll ist.“¹³

2.3 Emotionale Nähe

Gerade im Seelsorgegespräch dürfen Verunsicherungen in der Gestaltung von Nähe und Distanz nicht dazu führen, eine Atmosphäre des Vertrauens und einer Zartheit, ja auch Zärtlichkeit zu verhindern. „Zärtlichkeit entwickelt eine Zuneigung oder Bindung, die leiblich empfunden wird, die sich aber eine Grenze setzt. Bei aller physischen und emotionalen Nähe hält sie eine Distanz zum Anderen aufrecht. Die richtige Distanz, die liebevoll und respektvoll zugleich ist, lässt sich schwer einhalten [...]“¹⁴, auch ohne die besonderen Bedingungen der Pandemie.

Auf einer sekundären Ebene übersteigt die Einfühlung eines Menschen in einen anderen die primär körperliche Ebene: Die Reaktion auf den anderen bleibt nicht bei der unmittelbar leiblichen Erfahrung stehen. Sie versucht, die Ursachen für ein bestimmtes Verhalten oder eine Emotion des Gegenübers bewusst zu machen, um über die eigene leibliche Reaktion hinaus empathisch auf den anderen eingehen zu können. Diese Art der Einfühlung ist erweitert um eine imaginative Ebene. Der Nähe zwischen zwei Menschen, dem sozialen und emotionalen Kontakt, eignet damit auch im Kontext und der Fortführung der leibhaftigen Begegnung immer etwas Virtuelles.¹⁵

2.4 Digitale Nähe

Digitalität ermöglicht Kontakt über Grenzen hinweg und den Austausch unter Menschen, die einander sonst nicht begegnen könnten.¹⁶ Für einen auch in der Pastoral relevanten Teil der Gesellschaft spielt sie bereits eine große Rolle: bei pflegenden Angehörigen. Digitale Kommunikationsmöglichkeiten sind Teil der Coping-Strategien von denjenigen, die trotz räumlicher Entfernung für „distance caregiving“ sorgen, sei es als Kontakt zum Menschen, der Pflege benötigt, zu „Augen und Ohren vor Ort“ oder zur Familie. „Instant-Messaging-Dienste wie Whatsapp dienen als ‚virtueller Raum‘, schaffen digitale Nähe und entgrenzen Ort und Zeit.“¹⁷ Der Pflegesektor hat insgesamt auch im Bereich der Technologien von Telemonitoring über elektronische Erinnerungshilfen bis zur telemedizinischen Beratung durch Corona einen Digitalisierungsschub erlebt, der natürlich nicht nur der technischen Weiterentwicklung, sondern auch der ethischen Begleitung bedarf.¹⁸

Für die einen ist digitale Nähe also bereits notwendiger Teil der Alltagsgestaltung. Die digitale Nähe substituiert die räumliche durch ein technisches System.¹⁹ Insofern verbindet sich hier die räumliche Nähe, als kulturelle Dimension verändert, doch mit der Affektion: Das Gefühl, Nähe zulassen zu können, richtet sich jedoch nicht auf den Menschen, der nun nah erscheint, sondern auf das Gerät, das die Nähe herstellt. Vor allem im liturgischen Bereich ist es eine von diesem Gefühl abhängige und höchst subjektive Wahrnehmung, ob und in welchem Maße digitale Nähe und Gemeinschaft erfahren wird.²⁰

Für wieder andere schafft Digitalität wenigstens die Möglichkeit, „[...] physische Distanz sozial zu überbrücken – in der Sehnsucht, dass auch die physische Nähe bald wieder möglich sein wird“.²¹

3. Distanz und Nähe: Wie kommt Gott vor?

„Ist der Herr in unserer Mitte oder nicht?“ (Ex 17,7c). In der aktuellen Pandemie überhaupt ist es wie in der Wüste die „Probe“, gerade aber in der Frage danach, in welche Mitte Gott denn kommt. Die einen halten es für gottlos, Präsenzgottesdienste zu feiern und anzubieten, während rundum Kultur und Gastronomie „den Bach hinuntergehen“ und die Inzidenzwerte hoch sind. Die anderen sprechen digitalen Gottesdienst- und Andachtsformaten die Qualität ab, Gott darin vorkommen zu lassen, übrigens in beiden großen christlichen Konfessionen.²²

Wenn die aktuelle Krise, verbunden mit der Frage der Relevanz kirchlich-pastoralen Wirkens, eines zeigt, dann ist es die Bestätigung der Erfahrung der Psalmbeterinnen und des Ijob: Es gibt keinen Tun-Ergehen-Zusammenhang, in dem unmittelbar erfahrbar wäre, dass Gott so reagiert, wie Menschen sich verhalten.²³ Ob Gott vorkommt in den Begegnungen zwischen Menschen, hängt nicht vom Rahmen ab, den sie ihm dazu schaffen. Gerade angesichts der mathematischen Prozesse, auf denen Digitalität gründet, ist es für beide Situationen zu betonen, analog wie digital: „Der Reflex, Gott als Konstante in eine Formel einzusetzen, mit deren Hilfe sich der Sinn der gegenwärtigen Entwicklungen berechnen ließe, verbietet sich [...]“²⁴ Die *fides quae* steht durch die Krise auf dem Prüfstand und sucht neue Begründungen. Die *fides qua* versucht, vorsichtige Schritte zu setzen, um die Distanz zwischen Hoffnung und Gegebenheiten zu überbrücken und mit Sinn zu füllen.

„Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20). Gilt dies nur analog?

In den Evangelien eröffnet Jesus in den Abschiedsreden im Johannesevangelium Perspektiven, wie er die physische Distanz

zu den Jüngerinnen und Jüngern überwinden will: Im Geist entsteht bleibende soziale Nähe zu ihm und der Gemeinschaft untereinander.²⁵ Nun wäre es fatal, die physische Nähe an Begegnungen in der kohlenstofflichen Welt zu knüpfen und den Geist Gottes in die Virtualität zu verlagern.

Ich will es anders versuchen: Zwei besondere Pfingstgottesdienste in meinem Leben haben sich mir eingepägt. Einer davon ist der im Jahr 2020, gestaltet von zwei evangelischen Pastorinnen. Schon im Vorfeld gab es die Einladung, in Social Media unter dem Hashtag #wirsehenpfingstrot Bilder zu posten, auf denen die Farbe Rot eine Rolle spielt. So begleitet ging ich in den Gottesdienst, innerlich mehr vorbereitet als bei manch anderem, mit Erfahrungen und einem wachen Blick, den ich vorher auf meine physische Umgebung gerichtet hatte. Auf dem Bildschirm sah ich nun die Gottesdienstgemeinde und nahm sie ähnlich wahr wie im Präsenzgottesdienst, einige kannte ich, einige nicht, mit manchen hatte ich schon eine Geschichte, mit anderen nicht. Der Gottesdienst am Abend des Pfingstmontags gab Raum für die Anliegen, die im Chat deponiert und für die gemeinsam gebetet wurde, in meinem Fall ein guter Freund, der im Sterben lag.

An viele Pfingstgottesdienste in meinem Leben erinnere ich mich, in denen der Geist nicht so spürbar bei mir wirkte wie an jenem Pfingstmontag 2020.

Papst Franziskus formulierte zum fünfzigsten Welttag der sozialen Kommunikationsmittel: „Nicht die Technologie bestimmt, ob die Kommunikation authentisch ist oder nicht, sondern das Herz des Menschen und seine Fähigkeit, die ihm zur Verfügung stehenden Mittel gut zu nutzen.“²⁶

Anmerkungen:

¹ Vgl. zur Geschichte Belzer, Michael, komm @ sieh. Die Katholische Glaubensinformation – ein pasto-

rales Angebot zwischen Nähe und Distanz. Stuttgart 2003.

² vgl. dazu Steinbach, Anja, Soziale Distanz. Ethnische Grenzziehung und die Eingliederung von Zuwanderern in Deutschland. Wiesbaden 2004, besonders 17-19. 31-35.

³ Vgl. Hall, E.T., The Hidden Dimension. New York 1990, besonders 91-100; vgl. Soziale Distanz, Lexikon der Psychologie, <https://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/soziale-distanz/14503> <Zugriff 06.03.2021>.

⁴ Hall, E.T., Hall, The Hidden Dimension, 113-139; vgl. dazu Kofler, Ingrid, Soziale Distanz – Digitale Nähe, eurac research Science Blogs, 1. April 2020, <https://beta.eurac.edu/en/blogs/covid-19/soziale-distanz-8211-digitale-nahe> <Zugriff 07.03.2021>.

⁵ Casiraghi, Charlotte/Maggioli, Robert, Archipel der Leidenschaften. Kleine Philosophie der großen Gefühle. München 2019, 65.

⁶ Riegel, Ulrich/Kröck, Thomas/Faix, Tobias, Warum Menschen die katholische Kirche verlassen. Eine explorative Untersuchung zu Austrittsmotiven im Mixed-Methods-Design, in: Etscheid-Stams, Markus/Laudage-Kleeberg, Regina/Rünker, Thomas (Hg.), Kirchaustritt – oder nicht? Wir Kirche sich verändern muss. Freiburg 2018, 125-207, hier: 143f.

⁷ New Work Stories, Tobias Krüger, Remote Culture: Wie hält man Laden und Laune am Laufen? Folge 73, <https://nwx.new-work.se/newworkstories>.

⁸ Vgl. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/21, www.woerterbuchnetz.de/DWB/nah <Zugriff 07.03.2021>.

⁹ Musil, Robert/Eder, Jakob, Wozu räumliche Nähe in der urbanen Wissensökonomie? Eine geostatistische Analyse Wiener Forschungscluster, in: Raumforschung und Raumordnung 75 (2017), 93-107, hier: 96.

¹⁰ Vgl. Mertes, Klaus, Soziale Nähe, in: ELTERNforum. Zeitschrift der Katholischen Elternschaft Deutschlands 1/2020, 7; Schubarth, Wilfried, „Wir wollen wieder in die Schule.“ Schule als sozialen Ort (wieder)entdecken, in: Aus Politik und Zeitgeschehen (APuZ) 51/2020, 28-33.

¹¹ Vgl. Franz, Thomas, Verteidigung des Menschen. Grundfragen einer verkörperten Anthropologie. Berlin 2021, 123f.

¹² Kleine, Werner, Nähe und Distanz. Neutestamentliche Anmerkungen über eine nicht nur pastorale Herausforderung in Zeiten der Corona-Pandemie, Blog Dei verbum, 31. März 2020, <https://www.dei-verbum.de/naeche-und-distanz> <Zugriff 07.03.2021>.

¹³ Kugler, Hermann Josef, Nähe und Distanz in der Seelsorge, in: Stimmen der Zeit 140 (2015), 577-578 hier: 577.

- 14 Casiraghi, Charlotte/Maggiore, Robert, Archipel, 258.
- 15 Vgl. Franz, Thomas, Verteidigung des Menschen, 124f.
- 16 Vgl. zum Einsatz solcher Konzepte im Unterricht Langela-Bickenbach, Adriane, Das GLAS-Konzept, im EDU-Labs-Interview mit Voigt, Maximilian, Sprachunterricht über kulturelle und geografische Grenzen hinweg, 31. Januar 2018, <https://edulabs.de/blog/Sprachunterricht-mit-Videokonferenz-Tools-Adriane-Langela-Bickenbach-im-Interview>, <Zugriff 07.03.2021>.
- 17 Englert, Stefanie, Pflegende Angehörige auf Distanz. Versorgungsstrukturen: Lücken, Bedarfe und Entwicklungsmöglichkeiten. Freiburg 2020, https://phfr.bszz-bw.de/files/832/Engler_Dissertation_distancecaregiving.pdf <Zugriff 07.03.2021>, 426.
- 18 Vgl. dies., Distance Caregiving – Covid-19 als „Brennglas“, Vortrag beim Online-Symposium des Fachausschusses „Alter und Technik“ der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie (DGGG), „COVID-19 als <Brennglas>: Was wir aus der Krise zum Thema Altern und Digitalisierung lernen können“, 10.11.2020, <https://youtu.be/Plh1nC-Rc0A> und https://www.eh-freiburg.de/wp-content/uploads/2020/11/Engler_Distance_Caregiving_Covid_19.pdf <Zugriff 07.03.2021>.
- 19 Vgl. Hall, E.T., The Hidden Dimension, 188.
- 20 Vgl. Smetana, Magdalena, Digitale Gemeinschaft, Blog Aus der Gedankenwelt der Medienpfarrerin in der Prälatur Reutlingen und im Kirchenbezirk Tübingen, 07.03.2021, <https://medienpfarrerin.blogspot.com/2021/03/digitale-gemeinschaft.html> <Zugriff 09.03.2021>.
- 21 Kleine, Werner, Nähe und Distanz.
- 22 Vgl. zur Diskussion Reimann, Ralf Peter/Leppin, Volker, pro und contra: Ist digitales Abendmahl sinnvoll?, in: zeitzeichen, Juni 2020, <https://zeitzeichen.net/node/8326> <Zugriff 07.03.2021>.
- 23 Vgl. Wenzel, Knut, Das schwache Licht der Transzendenz. Der Gottesgedanke in Zeiten der Pandemie, in: Frankfurter Rundschau, Nr. 191, 18. August 2020, 26f.
- 24 Langner-Pitschmann, Annette, Wissen, Nichtwissen und Glaube in der Pandemie. Vom vorbehaltlosen Umgang mit einer unordentlichen Welt, in: Eulensch. Limburger Magazin für Religion und Bildung, Krise: Nähe – Distanz, 25/2020, 16–21, 17.
- 25 Kleine, Werner, Nähe und Distanz.
- 26 Papst Franziskus, Kommunikation und Barmherzigkeit – eine fruchtbare Begegnung. Botschaft zum fünfzigsten Welttag der sozialen Kommunikationsmittel, Vatikan, 24.01.2016.

Christian Heckmann

Gesucht – gefunden?

Die Pfarrei der Zukunft in den Bistümern Essen und Trier

Trierer Perspektivwechsel

Bischof Stephan Ackermann hat unter den deutschen Diözesen für Überraschung gesorgt, als er 2012 für das Bistum Trier eine Diözesansynode angekündigt hat. Da es nach der Würzburger Synode (1971–1975) nur drei Diözesansynoden gegeben hatte (Rottenburg-Stuttgart 1985/1986, Hildesheim 1989/1990 und Augsburg 1990), schien dieser Schritt gerade vor dem Hintergrund der Erschütterung durch sexualisierte Gewalt in der katholischen Kirche und der offensichtlich gewordenen tiefgreifenden Konflikte über Wesen und Wirken der Kirche auch unter den Bischöfen sehr gewagt. Ein Bischof, der eine Synode veranstaltet – nur er kann sie einberufen – setzt sich damit unwiderruflich dem offenen Wort und Diskurs aus, so c. 465 CIC/1983: „Alle vorgelegten Fragen sind in den Sitzungen der Synode der freien Erörterung der Synodalen zu überlassen.“ Diese freie Erörterung hat zu einem wechsellvollen Prozess geführt, in dem die Synodalen viele intensive Erfahrungen miteinander geteilt haben, vor allem ist ihnen deutlich geworden: Perspektivwechsel sind nötig. Vier Perspektivwechsel wurden so zu einem Leitmotiv der zweiten Hälfte der Beratungszeit der Synode, die von 2013 bis 2016 tagte: „1. Vom Einzelnen her denken, 2. Charismen vor Aufgaben in den Blick nehmen, 3. Weite pastorale Räume einrichten und netzwerkartige Kooperationsformen verankern, 4. Das synodale Prinzip bistumsweit leben.“¹ Auch wenn diese Perspektivwechsel vielleicht als Mainstream der pastoraltheologischen Diskurse angese-

hen werden, ist ihr Erringen in einem Meinungsbildungsprozess, in dem 300 Personen ganz unterschiedlicher Herkunft, Profession, Priester und Laien zusammenkommen, mehr als eine intellektuelle Herausforderung: Die Synode „nimmt damit tiefer, anders und radikal wahr, dass sich das gesellschaftliche und mit ihm auch das christliche Leben in einem rasanten Wandel befinden“². Am Ende kann der Bischof sagen: „Dieses Dokument ist die stärkste Beratungsleistung des Bistums für den Bischof für die nächsten Jahre. [...] Das ist der Fahrplan, der umgesetzt wird. Insofern gibt es kein gewichtigeres, kein stärkeres Instrument der gemeinsamen Beratung als das Dokument der Synode. [...] Wir wollen, dass möglichst viele Menschen im Bistum Trier sich diesem Weg anschließen.“³ Am späten Abend des 30. April 2016, als der Bischof diese Gedanken mit den Synodalen teilte, ahnte er vielleicht schon, dass dieser Weg sehr konfliktiv werden sollte. In der Umsetzung der Synode, die bereits im Mai 2016, also wenige Wochen nach Abschluss der Synode, durch die Bildung einer Steuerungsgruppe vorangebracht werden sollte, hat sich eine sehr einschneidende Veränderung der Pfarreien in Größe und Gestalt - von 887 sehr kleinen Pfarreien in 35 weite pastorale Räume, die als neue Pfarreien der Zukunft errichtet werden sollten - als Treiber für eine inhaltlich-pastorale wie strukturelle Neuausrichtung als priorisierte Vorgehensweise gezeigt. Diese „Musterunterbrechung“ sollte Prozesse der Kirchenentwicklung und die Erneuerung des kirchlichen Lebens befördern.

Pfarreientwicklung im Bistum Essen

Kirchlich Interessierte und Engagierte im Bistum Trier werden aufmerksam, wenn ihnen ein Buch aus dem Bistum Essen begegnet, das 2020 erschienen ist und das Frank Reintgen im Pastoralblatt besprochen hat.⁴ Mit dem markanten Titel „Pfarrei der Zukunft“ greift die Herausbergemeinschaft, die sich aus Verantwortlichen des Bistums Essens und des *Zentrums für Angewandte*

Pastoralforschung (ZAP) der Ruhr-Universität Bochum zusammensetzt, das Schlagwort auf, das wie kein anderes für die Umsetzung der Synodenergebnisse im Bistum Trier stand. Dem Bistum Essen gebührt ein großer Dank für die Ermöglichung des forschenden Blicks auf seinen Pfarreientwicklungsprozess. Denn neben dem organisatorischen Aufwand setzen sich die Verantwortlichen damit dem kritischen Zugriff der pastoraltheologischen Wissenschaft und der Kirche in Deutschland insgesamt aus. Die aufmerksame Lektüre der knapp 400 Seiten lohnt sich - ob von der ersten bis zur letzten Zeile oder auch auszugsweise, da die unterschiedlichen Autorinnen und Autoren in sich geschlossene Beiträge aus der jeweiligen fachlichen Perspektive anbieten.

Der knappen Einführung und Einordnung, die einen guten Einblick in den Entwicklungsprozess des Bistums und den Forschungsgegenstand (die Voten der Pfarreien) bieten, folgt die Evaluation: die ausführliche Auswertung der 42 Voten aus jeder Pfarrei im Bistum Essen. Darin sollten die Pfarreien ein Konzept für die künftige pastorale wie wirtschaftliche Ausrichtung und Schwerpunktsetzung vorlegen, einschließlich der Reduzierung der Ausgaben um die Hälfte bis zum Jahr 2030. Eine anspruchsvolle Aufgabe also, der sich alle Pfarreien auch stellen. Die Voten zielen - vom Bischof bestätigt - darauf ab, Grundlage für die lokalen Planungsprozesse zu sein. Der Evaluation folgen vier spezifische Perspektiven: theologisch, zeitgeschichtlich, beteiligungsorientiert, umsetzungsorientiert. Abschließend bietet die Herausbergemeinschaft aus Bistum und ZAP einen Ausblick.

Für Haupt- und Ehrenamtliche im Bistum Trier ist die Veröffentlichung aufschlussreich; vor allem, weil das Bistum Essen einen anderen Weg der Pfarreientwicklung wählte als das Bistum Trier. Ein gemeinsam erarbeitetes Zukunftsbild mit sieben Leitwörtern (berührt, wach, vielfältig, lernend, gesendet, wirksam, nah) bot zwar eine Orientierung für die Voten. Im Gegensatz zum Bistum Trier legte das Bistum Essen aber kein strukturelles Programm auf, wie dies

mit dem Umsetzungsgesetz zur Errichtung der neuen Pfarreien in Trier geschehen sollte. Das war nicht nötig, weil das Bistum Essen bereits in den Jahren 2006 bis 2008 eine grundlegende Neustrukturierung seiner Pfarreien vollzogen hatte.⁵

Im Bistum Trier stieß die Errichtung von Pfarreien der Zukunft auf so großen Widerstand, dass die Kleruskongregation die Umsetzung des entsprechenden Gesetzes stoppte. Viele Kirchengemeinden im Bistum Trier schlossen sich der *Initiative Kirchengemeinde vor Ort* an, die in deutlicher Abgrenzung und mit markanten Aktionen (Demonstration vor dem Dom, eigene Befragungen bei einem Marketinginstitut, Führen einer Beschwerde gegen den Bischof beim Vatikan) gegen die Umsetzung der Synodenergebnisse Stellung bezog. Aus Sicht der Initiative waren die Pfarreien u.a. nicht genügend an der Erarbeitung der Synodenergebnisse beteiligt. In Essen eröffnete der Bischof eine Möglichkeit, die sich manche Verantwortliche im Bistum Trier gewünscht hätten: Der Bischof bat die Pfarreien, ihre Visionen aufzuzeigen – allerdings verbunden mit harten Vorgaben, was den wirtschaftlichen Rahmen angeht.

Zwei Suchen im Vergleich: Bistum Essen und Bistum Trier

Die wissenschaftliche Evaluation der Voten im Pfarreientwicklungsprozess im Bistum Essen und ihre interdisziplinäre Reflexion im vorgestellten Buch bieten verschiedene lohnende Anknüpfungspunkte für das Bistum Trier auf seiner Suche nach der Pfarrei der Zukunft.

Die Unterscheidung zwischen einem gemeindeorientierten und einem pfarreorientierten Verständnis

In der Auswertung der Voten stellen die Forscher fest, dass sich zwei grundsätzlich verschiedenen Formationen von Pfarrei zeigen: ein gemeindeorientiertes steht

neben einem pfarrzentrierten Verständnis. Die Begrifflichkeit erklärt sich daraus, dass das Bistum Essen in seiner Neustrukturierung 2006 bis 2008 die Anzahl der Pfarreien deutlich reduziert hat: von 259 im Jahr 2006 auf heute 41. Allerdings sind diese Pfarreien in 198 Gemeinden untergliedert. Pfarreien, die als gemeindeorientiert eingeordnet werden, betonen stärker eine subsidiäre und dezentrale Kleinstruktur und verstehen die ortsnahe Gemeinde als autonome Einheit. Im Bistum Trier haben viele Pfarreien, die sich der *Initiative Kirchengemeinde vor Ort* angeschlossen haben, ein solches Verständnis stark gemacht. Interessant ist, dass im Bistum Essen in den selbstgewählten Zukunftsbildern der Pfarreien auch ein Verständnis anzutreffen ist, das dem von der Trierer Synode skizzierten Perspektivwechsel „Weite Pastorale Räume einrichten und netzwerkartige Kooperationsformen verankern“ sehr nahe kommt. Hier wird die Pfarrei als Netzwerk verstanden. Im Fokus steht die Pfarrei als Großstruktur mit vernetzten pastoralen Angeboten. Während im gemeindezentrierten Verständnis die flächendeckende Präsenz als Handlungsmaxime verstanden werden kann, geht es in diesem pfarreorientierten Verständnis um pastorale Schwerpunktsetzungen, die auf der Ebene der großen Pfarrei verantwortet werden.⁷

Unterschiedliche Beteiligungsebenen

Wie bereits geschildert hat das Bistum Essen für seine Pfarreientwicklung ähnlich wie das Bistum Trier einen beteiligungsorientierten Weg eingeschlagen. Die diözesanen Vorgaben im Bistum Essen bezogen sich vor allem auf einen inhaltlich pastoralen Rahmen (Zukunftsbild mit sieben Leitworten) und eine klare Vorgabe für die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Den Pfarreien dort kommt damit anders als im Bistum Trier eine hohe Verantwortung für die eigene Strukturierung zu. Im Bistum Trier entschlossen sich Bischof und Bistumsleitung für den Weg einer Synode, die dem

Bischof in Form eines Abschlussdokuments Vorschläge unterbreitet hat, die er als verbindlichen Rahmen für das kirchliche Handeln im Bistum Trier in Kraft gesetzt hat. Es ist sehr aufschlussreich, die beiden Herangehensweisen zu analysieren. Am Essener Weg, die Pfarreien stärker direkt einzubinden, kann man gut einen Mangel des Trierer Prozesses erkennen. Die zunächst geplante Gründung von 35 neuen Pfarreien ist gerade aufgrund des Widerstands vieler Gremien in den Pfarreien gescheitert. Hans-Joachim Sander bestätigt den Essener Voten, „Fundstellen für Kirchenbildung“⁸ zu sein. Damit kommen die einzelnen Pfarreien deutlich stärker als strategische Akteure zum Tragen als in der Durchführung einer Diözesansynode. Zwar schränkt Bernhard Sven Anuth in seinem Beitrag die Vorstellung ein, dass es sich um einen demokratischen Prozess gehandelt habe, indem er die Stellung des Bischofs gegenüber den Voten reflektiert: Der Bischof kann sie annehmen oder nicht.⁹ Die Tatsache, dass die Voten durch den Bischof bestätigt wurden, gibt nach Sander dem Prozess aber an seinem Ende eine Validität, „als kirchliches Glaubenszeugnis respektiert“¹⁰ zu sein. Es ist erfreulich, dass die Herausgeber auch Stimmen zu Wort kommen lassen, die die Beteiligungsqualität anhand hoher Standards kritisch reflektieren. So formulieren Jan-Hendrik Kamlage und Sebastian Sponheuer in ihrem Beitrag die These, dass „[j]e mehr von den Vorstellungen Betroffener in die Beratungen einfließen, desto vielfältigere Argumente und Perspektiven [...] einbezogen und letztlich diskursiv abgewogen werden [können]. Ziel sollte es also sein, dass ein möglichst repräsentativer Querschnitt der Mitglieder und deren Lebenslagen in die Beratungsprozesse einbezogen werden. Ob und inwieweit die Beratungsprozesse im vorliegende Falls des PEPs [Pfarreienentwicklungsprozesses] diesem Anspruch gerecht wurden, ist allerdings auf Basis der Informationen über den Prozess im Bistum Essen nicht nachvollziehbar.“¹¹ Bei allen Einschränkungen können die beiden Partizipationsforscher aber festhalten: „Die Prozessarchitektur erscheint

grundsätzlich geeignet gewesen zu sein für einen freien, fairen und inklusiven Prozess der Mitgliederbeteiligung.“¹² Bezieht der Bischof von Trier stärker das Volk Gottes, repräsentiert durch die Synodalen, für die Strategie des gesamten Bistums ein, zielt die Essener Beteiligungsstruktur stärker auf die lokale Ebene, sichert dieser aber eine umfassende Möglichkeit, über die je eigene Pfarrei der Zukunft zu beraten. In Trier stand das diözesane Konzept „Pfarrei der Zukunft“, welches ja dann auch durch ein diözesanes Gesetz zur Umsetzung kommen sollte, im Fokus.

Gestaltwandel der Kirche

Auch wenn bei den Akteuren und den Formaten der Beratungsprozesse große Unterschiede festgestellt werden können, gibt es hohe Übereinstimmungen, was die Reflexion über eine neue Kirchengestalt angeht. Hier bietet der Band eine theologisch fundierte Reflexion. Fast alle Autoren greifen den gesellschaftlichen Wandel und seine Auswirkungen auf das kirchliche Leben auf. Bischof Overbeck bezeichnet den Pfarreientwicklungsprozess in seinem Bistum als „für viele mit Erfahrungen von Verlust und Trauer verbunden“¹³. Hans-Joachim Sander kann dies aufgreifen: Ein Bistum „verändert sich, um in die Zukunft gelangen zu können. [...] Die pastorale Praxis diversifiziert sich in einem Maße, das in der modernen Kirchengeschichte nach der Reformation einmalig ist.“¹⁴ Er sieht, dass sich die Pfarreien „auf die Spannung zwischen ihrem Ist-Zustand und ihrem Wohin öffne[n]“¹⁵. Wolfgang Reuter erkennt in den Voten aber auch eine Tendenz zur „Wiederkehr klassischer pastoraler Handlungsmodelle aus ehemals volkshirchlichen Zeiten“¹⁶ und konstatiert das „Fehlen neuer ekklesiologischer Leitbilder“¹⁷. Seine These, dass das „Festhalten an oder der Rückgriff auf Varianten klassischer Angebotspastoral“ darauf schließen lässt, dass „die Zäsuren der zurückliegenden Jahre, in denen von den Menschen immer weniger pfarrliche Angebote angenommen

wurden, wohl noch nicht genügend bearbeitet wurden“¹⁸, erinnert an die Feststellung des damaligen Trierer Generalvikars und heutigen Bischofs von Limburg und Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing, bei der fünften Vollversammlung der Diözesansynode: Er fragte, ob die Synode schon tief genug über die „Kirchenstunde“ reflektiert habe. Denn so, wie Kirchenbildung bisher geschah, werde es nicht mehr weitergehen. Das gehöre zu den prägenden Bedingungen der Zeit. „Unsere Alternative ist nur: neue Formen der Vergemeinschaftung und Kirchenbildung zu finden und zu stärken. Und in dieser Diskussion sind wir noch weit, weit zurück.“¹⁹ Reuter sieht ähnlich wie Bätzing im Gestaltwandel der Kirche einen noch einzuholenden Trauerprozess. „Sie [die Zäsuren] scheinen nicht ausreichend betrauert und auch nicht als Verlust durchlitten zu sein.“²⁰ Blickt man auf die sehr konturierten Konfliktlinien innerhalb des Bistums Trier und die deutliche römische Intervention in den dortigen Prozess, legt sich die These nahe, dass der in der diözesanen Öffentlichkeit ausgetragene konzeptionelle Diskurs in Trier eher geeignet war, die rasanten gesellschaftlichen Veränderungen und die damit verbundenen Trauerprozesse unausweichlich offensichtlich zu machen. „Stellt sich ein synodaler Prozess den [...] radikalen Herausforderungen, wird er nicht umhinkommen, die Gestalt der Organisation, ihre Routinen und leitenden Prinzipien radikal in Frage zu stellen. Anstatt eine schnelle Lösung in die eine oder andere Richtung zu generieren, will die Trierer Synode mit ihrer Herangehensweise zunächst die Zeichen der Zeit reflektieren. Aus Perspektive der Organisationsentwicklung zeigt sich, dass dieser synodale Weg zunächst konfliktverschärfend wirkt.“²¹

Dabei darf die kirchenrechtliche Intervention aus Rom nicht als finales Stopp verstanden werden: Eine Einladung, die Gestaltungsmöglichkeiten, die die kirchenrechtlichen Normen für diese sich verändernden Situationen bieten, anzuwenden, spricht Heribert Hallermann ebenfalls 2020 aus: „Es lohnt sich [...], an solchen Konzep-

ten anzuknüpfen, diese im Licht der geltenden Rechtsordnung zu betrachten und so da und dort auch zur Weiterentwicklung und – vor allem partikularrechtlichen – Ergänzung der Rechtsordnung beizutragen. Im Blick auf das Gemeinwohl der Kirche ist es nämlich mitunter förderlicher, mit kirchenrechtlicher Methode eine Klärung und Präzisierung bestimmter Konzepte zu versuchen als – wenigstens in kirchenrechtlicher Betrachtungsweise – Ungewohntem und Neuem fertige und angeblich immer gültige Konzepte überzustülpen.“²²

Dynamik kirchlicher Veränderungsprozesse

Die Bistümer Essen und Trier haben einen je anderen, aber jeweils sehr anspruchsvollen Weg der Veränderung kirchlicher Praxis gewählt. Die Bischöfe von Essen und Trier haben mit ihren Generalvikaren der allgemein anerkannten These, dass es so mit der Pastoral nicht mehr weitergehe, eine markante Antwort gegeben: Sie haben in je anderer Form die Gläubigen in die Analyse, aber vor allem in die Lösungssuche mit einbezogen. Noch bevor Synodalität durch den synodalen Weg in der deutschen Kirche ein Schlagwort wurde, haben beide Bischöfe bzgl. relevanter Zukunftsfragen Diskursräume eröffnet. In beiden Fällen sind die Entwicklungen gut in der Öffentlichkeit verfolgbar. Die Verantwortlichen machen sich damit auch angreifbar. Dass dabei nicht alle Pläne aufgehen, dass Widerstand sichtbar ist und Vorhaben durchkreuzt werden wie etwa in Trier, ist nur auf den ersten Blick ein Misserfolg. Der hier besprochene Band ist ein willkommener Anlass, über die tagesaktuellen kirchlichen Diskussionen zur Synodenumsetzung hinaus über die Dynamik kirchlicher Veränderungsprozesse nachzudenken. Beide Bistümer stehen weiterhin in einem offenen Prozess. Sie suchen die Pfarrei der Zukunft. „Auf den letzten Seiten kann nun eins nicht stehen: ‚Gefunden!‘ [...] Die Evaluation ermöglicht [aber] den intensiven und span-

nungsreichen Einstieg in die hochkomplexe Wirklichkeit lokaler Kirchenentwicklung."²³

Anmerkungen:

- 1 Bistum Trier (2016): heraus gerufen. Schritte in die Zukunft wagen. Abschlussdokument der Synode im Bistum Trier. Kirchliches Amtsblatt für das Bistum Trier 6/2016, Nr. 120, 2. Kapitel.
- 2 Ebd.
- 3 Christian Heckmann/Daniela Mohr-Braun (2017): Synode geht. Ansprachen, Predigten und Briefe von Bischof Stephan Ackermann zur Synode im Bistum Trier. Freiburg/Basel/Wien 2017, 172-173.
- 4 Markus Etscheid-Stams/Björn Szymanowski/ Andrea Qualbrink/Benedikt Jürgens (Hg.) (2020): Gesucht: die Pfarrei der Zukunft. Der kreative Prozess im Bistum Essen, Freiburg im Breisgau 2020. Vgl. auch die Besprechung von Frank Reintgen im Literaturdienst des Pastoralblatts Pbl 73 (6/2021), 190-191.
- 5 Vgl. Etscheid-Stams/Szymanowski/Qualbrink/Jürgens (2020), 22.
- 6 Vgl. die Selbstdarstellung der *Initiative Kirchengemeinde vor Ort*: <https://www.kirchengemeinde-vor-ort.de/> [Abruf: 15. Mai 2021].
- 7 Vgl. Etscheid-Stams/Szymanowski/Qualbrink/Jürgens (2020), 165-190.
- 8 Ebd., 233.
- 9 Vgl. ebd., 301.
- 10 Ebd., 233.
- 11 Ebd., 320.
- 12 Ebd., 321.
- 13 Ebd., 11.
- 14 Ebd., 237.
- 15 Ebd., 243.
- 16 Ebd., 264.
- 17 Ebd.
- 18 Ebd.
- 19 Bistum Trier (2015): Warum keine Schlussabstimmungen? Ein Blick in die letzten Stunden der fünften Vollversammlung, in: Bistum Trier: Synode aktuell, Oktober 2015.
- 20 Etscheid-Stams/Szymanowski/Qualbrink/Jürgens (2020), 264.
- 21 Christian Heckmann/Martin Kirschner (2020): Krisenerfahrung und Transformationskonflikte in der katholischen Kirche. Erfahrungen im Synodenprozess des Bistums Trier, in: Konfliktodynamik 1/2020, 10-19, 13.
- 22 Heribert Hallermann (2020): Die Pfarrei weiter denken. Eine Einladung zum Sehen, Urteilen, Handeln. Münster 2020, 271.
- 23 Etscheid-Stams/Szymanowski/Qualbrink/Jürgens 2020, 391.

Martin Patzek

Alter oder neuer Dienst?

Römisches Interesse an der Katechese

144.000 Clicks zum Stichwort „Katechese“ gibt es im www. Ist nicht schon das bedeutend? Jedenfalls haben Katechetinnen und Katecheten meinen Lebensweg begleitet. Vater und Mutter, besonders die Großmutter haben biblische Geschichten erzählt (=narrative Theologie). Hauspostillen und später Katechismen wiesen den christlichen Weg katholischer Prägung. Erzieherinnen mit katechetischer = religionspädagogischer Weiterbildung wurden durch Lehrer/innen, und Gemeindepriester abgelöst. „Bibel“ und „Katechismus“ hießen die mehrstündigen Volksschulfächer. „Katholische Religionslehre“ gab es an weiterführenden Schulen. Als Untergliederung der Pastoraltheologie wurde Katechetik gelehrt. Wiedereinführung des Diakonats und Weiterentwicklung der pastoralen Berufe als Religionspädagogik zielten auf *katechesis* = mündliche Unterweisung. Studierende für das Lehramt mit dem Fach Religion habe ich als Mentor (Hochschulseelsorge) begleitet. Katechetinnen und Katecheten in der Vorbereitung für Sakramente bleiben unverzichtbar. Im Blick habe ich Leiter/innen für Wortgottesfeiern, Sterbeseugen und Beerdigungen und bald auch als Spender/innen des Taufsakramentes. Hier stoßen beruflicher, freiwilliger und ehrenamtlicher Bereich aufeinander. Besonders erwähnt seien die Diakonathelfer in der Diaspora der ehemalige DDR und die unzähligen Katechisten und Katechistinnen allein im Überseebereich, die christliche Gemeinden katholischer Prägung leiteten bzw. leiten. Damit sind wir schon mitten im alten und neuen katechetischen Dienst.

Lautes Wort des Papstes

Ich lese das Apostolische Schreiben *Antiquum ministerium* als Motu Proprio (= selbst veranlasst von Papst Franziskus) zur Einführung des Dienstes der Katechetin und des Katecheten vom 10. Mai 2021. Die Katechese ist ein sehr alter Dienst (AM 1). Belegt wird dies durch die Charismenliste 1 Kor 12,28-31. Lukas schickt seinem Schüler Theophilus Katechesen (Lukas 1,3-4) und Paulus empfiehlt den Galatern seine Unterweisungen (Gal 6,6). Die Dienste in der jungen Kirche werden in Katechesen konkret. Papst Franziskus zitiert ausführlich 1 Kor 12,4-11 „Verschiedenheit und Einheit der Charismen“ als eine für die Gemeinschaft unerlässliche Diakonie (!). Die dogmatische Konstitution *Dei Verbum* 8 dient als Beleg für Katechetinnen und Katecheten, „die den Dienst ausgeübt haben, die Lehre der Apostel und Evangelisten in organischer, dauerhafter und mit den verschiedenen Anlässen des Lebens verbundener Art und Weise weiterzugeben“ (AM 2). Das soll die Kirche auch heute anspornen, zu erfassen, „welches die neuen Ausdrucksformen sein könnten“. Bischöfe, Priester, Diakone, Frauen und Männer des geweihten Lebens = u.a. Ordensleute waren und sind Katechitinnen und Katecheten. Sie haben Gemeinschaften (Schulorden) begründet. Viele Schulen in kirchlicher Trägerschaft sind daraus hervorgegangen. Unzählbare Laien oft mit Gemeindegründungen kommen hinzu. „Zahlreiche, fähige, standhafte Katecheten leiten auch in unseren Tagen in verschiedenen Regionen der Welt Gemeinden und üben bei der Weitergabe und der Vertiefung des Glaubens eine unersetzliche Mission aus“ (AM 3). Wieder nutzt der Papst das Konzil zur Begründung: „Das Amt der Katechisten hat in unseren Tagen, da es für die Glaubensunterweisung solcher Massen und den Seelsorgedienst nur wenige Kleriker gibt, allergrößte Bedeutung“ (AM 4 = Dekret *Ad gentes*17). Auf die Erneuerung der Katechese mit Katechismen und Direktorien wird verwiesen, die entsprechenden Canones des Codex 225

(Laien) und 774 (Katechetische Unterweisung) (AM 5) kommen hinzu. Beschrieben wird der pastorale Dienst der Katechetik = Glaubensvermittlung als Erstverkündigung, Unterricht, Sakramenten-Vorbereitung und Weiterbildung (AM 6). 1 Petr 3,15 „jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt“ ist der biblische Beleg. „Der Katechet ist Zeuge des Glaubens, Lehrer und Mystagoge zugleich sowie Begleiter und Pädagoge, der im Namen der Kirche unterweist“ (AM 6) Missionarischer Einsatz gehört zum katechetischen Dienst, „ohne irgendeiner Ausdrucksweise der Klerikalisierung zu verfallen“ (!) (AM 7). „Dieser Dienst weist starke Züge einer Art von Berufung aus, die eine entsprechende Unterscheidung von Seiten des Bischofs erfordert und durch den Beauftragungsritus hervorgehoben wird“ (AM 8). Männer und Frauen werden ausdrücklich erwähnt, Erfahrung in der Katechese und entsprechende Ausbildung kommen hinzu. Ein kurzer, aber eindringlicher Appell des Papstes errichtet „fest und dauerhaft“ den laikalen Dienst des Katecheten, „ungeachtet aller entgegenstehenden Bestimmungen“, und lässt einen Ritus der Beauftragung veröffentlichten (AM 8-11).

Echo mit Fragen

Gudrun Sailer von Vaticannews (11.05.21) interviewte Kurienbischof Tebartz-van Elst, römischer Fachmann für Neuevangelisierung. Er stellte den eigenen Dienst für Laien in Rom (mit) vor. Er sieht das Papstschreiben als Impulsgeber für die ganze Kirche nicht orientiert an der Ämterfrage oder anderen dominanten Themen. Ich sehe zwar eher das Gegenteil, freue mich aber über die Wertschätzung der bisherigen Katechetinnen und Katecheten und wünsche mir eine neue Zusammenarbeit der Vielfalt kirchlicher Berufe mit weniger Hierarchie. Der Kurienbischof verweist zu Recht auf die entsprechende Entwicklung erzieherischer, sozialer, pflegerischer und wirt-

schaftlicher Berufe im Bereich der organischen und organisierten Caritas. Verwiesen wird auf die weitergehenden katechetischen Aufgaben für Religionslehrerinnen und Religionslehrern im Medium Schule. Unterschieden wird auch der Dienst des Ständigen Diakons für die verschiedenen Bereiche des beruflichen Lebens. Vergessen wir nicht die vielfältigen, oft täglichen Katechesen des Papstes. Für die Trias von Bischof, Priester und Diakon sehe ich ebenso den katechetischen Dienst, freue mich aber dennoch über einen laikalen Dienst des Katecheten und der Katechetin. Was „laikal“ bedeutet, bleibt aber zu definieren und zu praktizieren; besonders, wenn ich das gesamte Spektrum der pastoralen Berufe betrachte. Ebenso wie bei den Religionslehrerinnen und Religionslehrern die „Missio canonica“ gibt es hier bereits die Beauftragung durch den Bischof. Wie sich die Beauftragung für den katechetischen Dienst davon unterscheidet, bleibt zu fragen. Nicht zu unterschätzen sind Talente und Charismen aus Taufe und Firmung eines jeden Gläubigen. Viele Weggefährten/innen meines Lebens hatten oder brauchten keine katechetische Ausbildung. Da schon jetzt verschiedene Ausbildungswege z. B. des Ständigen Diakons und der pastoralen Berufe existieren, können hier Konflikte entstehen. Ich sehe die Vielzahl der schon jetzt tätigen Katechetinnen und Katecheten und könnte mir den Zugang besonders für Freiwilligkeit und Ehrenamt gut denken. Die Berufsgruppen der Gemeinde- und Pastoralreferentinnen und Gemeinde- und Pastoralreferenten haben ja schon die entsprechende Ausbildung und eine offizielle kirchliche Beauftragung = „Missio canonica“. Zu Recht wird die praktische Vermischung der Gemeindeleitung mit der Glaubenskommunikation kritisiert, aber die problemlosere Gemeindeleitung durch Katechetinnen und Katecheten positiv bewertet. Gerade im Blick auf gegenwärtige Projekte der Gemeindeleitung in deutschen Diözesen durch pastorale Berufe oder Diakone bleibt für mich die Beauftragung zur Katechetin und zum Katecheten ein

positiver Schritt des Papstes. Zielgruppen sind und bleiben die Sakramenten-Vorbereitung, die Gemeinde als Lernort, die Stärkung der ErwachsenenKatechese und der theologischen Bildungsarbeit. Aus meiner Lebenswelt ergänze ich die interkonfessionelle und die interkulturelle Katechese, gerade auch die immer größer werdende Zielgruppe der Kirchenfernen sowie Nichtchristinnen und Nichtchristen. Dazu gehören Events aller Art von „Kanzel“ oder „roter Kirchenbank“ in der Innenstadt, von modernen Pilgerwegen, von Segensfeiern in Arztpraxen und Verbänden, von Experimenten neuer (geistlicher) Musik bis hin zu vielen Möglichkeiten katechetisch zu streamen – unbeschadet unserer „ewigen“ liturgischen Angebote. Auch ein paar Stunden am Sonntag oder Feiertag als Offene Kirche mit Begleitung bieten ungeahnte katechetische Möglichkeiten z. B. zur Kirchenkunst. Bischof Rudolf Vorderholzer (Regensburg), früher Dogmatiker in Trier, will das neue Katechetenamt rasch einführen (katholisch.de vom 20.05.21). Er sieht deutlich die Zielgruppe der ehrenamtlichen und freiwilligen Katechetinnen und Katecheten, die sich bereits in der Verkündigung und in der Vorbereitung auf die Sakramente engagieren. Nimmt man seine Veröffentlichung „Der ersetzte Sabbat, Verkündigung in Coronazeiten, gewidmet allen pastoralen Berufen sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Dienst der Caritas (!), Regensburg 2020 und das von ihm finanzierte Forschungsprojekt zur Thematik „Seelsorge in Coronazeiten“ (Lehrstuhl für Pastoraltheologie München) hinzu, ergeben sich neue Ansätze. Positive Antworten auf das neue Papstschreiben gibt auch der Deutsche Katecheten-Verein (dkv) und lädt zur Rezeption ein. (katholisch.de vom 10.05.21) Es bleibt notwendig, die Präsenz von Laien anzuerkennen, die sich kraft ihrer Taufe berufen fühlen, am Dienst der Katechese mitzuarbeiten. Die Schar der Menschen wird immer größer, die nur durch sie das Evangelium hören und Christus kennenlernen können (Codex Canon 225).

Kurt Josef Wecker

In einem Stau, der sich langsam auflöst

Pilgern in Corona-Zeiten – und danach

Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war?

„Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war“, so lautet tiefsinnig der Titel eines Romans von Joachim Meyerhoff. Wann geht es endlich so weiter, wie es vorher war – nach dem Ausnahmezustand der Pandemiekrise? Sind wir bereits im „Danach“? Und wird es im „Danach“ die nahtlose Anknüpfung an das Lebenskonzept von zuvor geben? Die Sehnsucht nach Normalisierung ist eine verständliche, wenn auch bescheidene Regung; eine rückwärtsgewandte Hoffnung, ausgerichtet auf den Zustand, wie er „vorher“ war? Gebe ich mich zufrieden mit der Hoffnung auf die neue Normalität? Oder strecke ich mich aus nach dem „Neuen“, in dem noch niemand war? Das Neue! Manche befürchten es, einige hoffen darauf.

Doch pünktlich zum Urlaubsbeginn wird es 2021 wohl wieder etwas Normales geben: den Stau auf Deutschlands Straßen. In der Phase des ersten strikten Lockdowns gab es kaum Staus auf den Autobahnen. Der abrupte Stopp des öffentlichen Lebens machte sich auch in der automobilen Welt bemerkbar. Die Ästhetik einer heruntergefahrenen Welt war seltsam: leere Straßen und Transitzonen. Die Rennstrecken des Lebens und der Autorepublik Deutschland – ruhiggestellt. Unser vom „unbewegten Beweger“ in Gang gebrachtes Leben geriet ins Stocken; ein Stillstand, den einige Verschonte (auch viele „Kopfarbeiter“ im Kirchenbereich) euphemistisch als „Entschleunigung“ oder „Auszeit“ erlebten und anpriesen.

In dieser verstörenden Zeit stieß ich in der Wochenzeitung DIE ZEIT auf einen Essay über *Julio Cortázar* (1914–1984) und seine Erzählung „Südliche Autobahn“ (1966)¹. Die Erzählung wurde für mich zum Gleichnis dieser Zeit; sie legt offen, wie es uns in der Unterbrechung der für selbstverständlich gehaltenen Fließbewegung des Lebens ergeht und wie es womöglich „danach“ weitergeht. Der argentinische Wahlfranzose, ein Meister der phantastischen, surrealistischen Literatur (und welche Literatur passt besser zu solchen „verrückten“ und „unheimlichen“ Zeiten als die des Surrealismus ...?!), beschreibt darin etwas zunächst Alltägliches.

Cortázar erzählt die Geschichte vom jähem Ende der Mobilität: Auf der Autobahn Richtung Paris entwickelt sich im Wochenendverkehr an einem heißen Augusttag ein Stau. Der Verkehrsfluss bleibt stehen – und irgendwie auch die Zeit: Nichts geht mehr. Wir kennen diesen Zwischenfall nicht nur aus den Litaneien des Verkehrsfunks: die tägliche kleine Apokalypse des Nichts-geht-mehr, die leere, entleerte Wartezeit im erzwungenen Lockdown, die meist kurzzeitige Unterbrechung des kontinuierlichen Verkehrsstroms. Normalerweise ist die Raststätte – auch sie ist ein sehr seltsamer Transitort der Moderne – die einzige Ausnahme vom Halteverbot der Autobahn. Es sei denn, wir geraten in einen Stau, diese erzwungene Unterbrechung meiner Vorwärtsbewegung auf der Rennstrecke der Moderne. Der moderne Nomade, aber auch der zielbewusste Macher erleiden die Erfahrung mit dem, was nicht in unserer Macht steht. Das kränkt. Wir gelangen an die Grenze des Planbaren. Auf uns zurückgeworfen, erleiden wir einen spürbaren Verlust an Lebenszeit – oder nutzen diese Wartezeit zum Nachdenken. Ein unerwartetes Ereignis, Unverfügbares und der Zustand unabsehbarer Dauer versetzen mich in den Zustand der Passivität und Nervosität. Die Ursache für den Halt auf der Autobahn in Cortázars Kurzerzählung bleibt verborgen. Aber irgendetwas ist dazwischengetreten und wurde zum gewaltigen

Stoppschild. Noch ahnt niemand das Undenkbare: dass dieser Stau sich nicht auflöst, sondern monatelang dauern und das Leben aller Verkehrsteilnehmer in der folgenden Zeit prägen wird. Man kann nicht einmal „auf Sicht fahren“. Dieser permanente Krisenzustand – ein fast apokalyptisches Momentum. Die in der Dauerkrise wie in einer Schicksalsgemeinschaft Gefangenen sitzen in der Falle: Das Ende aller Freiheit und Mobilität. Erzählt wird, wie eine Gesellschaft in diesem unerträglichen Warten an die Grenze ihrer Nervenkraft gerät. Allen ergeht es gleich. Niemand kann sich davonmachen; alle sind unbehaust, abhängig und angewiesen. Das Grundrauschen des Lebens auf der Autobahn fehlt in dieser Stille, die wehtut; ein Kontrollverlust, wie ein böser Traum. Der Stau als Dauerzustand. Eine unfreiwillige Solidargemeinschaft ist zum Warten verurteilt. Doch in diesem Ausnahmezustand erweist sich schnell, was im Menschen steckt und wie er sich in Grenzsituationen entwickeln kann. Erzählt wird, wie „Verkehrsteilnehmer“ in dieser Krise über sich hinauswachsen und das Menschliche in sich entdecken. Da offenbaren sich die wahren Charaktere: ein Panoptikum von Leidensgenossen; genervte und frustrierte Zeitgenossen, von denen einige angesichts des Widerfahrnisses unbefristeter Wartezeit zunehmend aggressiv reagieren. Andere entwickeln im „Zeitstau“ ein starkes Gemeinschaftsgefühl; es werden kollektive Hilfsaktionen organisiert, manche der Gestrandeten entpuppen sich als „Ichlinge“ und „Krisengewinner“. Es kommt zu kleinen Verteilungskämpfen. Da sind Biedermänner und Großmäuler, Wortführer mit Organisationstalent, Führungsstärke und Überlebenswillen. Feinfühligere zeigen in dieser einförmigen Monotonie Nächstenliebe und Empathie. Kinder werden während des monatelangen Stillstands gezeugt. Menschen sterben, und deren Autos werden von anderen Verkehrsteilnehmern pietätvoll mitgeschoben, wenn sich die Stauschlange mal ein wenig bewegt. Die Menschen tragen keine Namen, sie werden nach ihrer Automarke bezeichnet:

„Der Porsche“, „der DKW“, „der 2 CV“, „der Taunus“ ... Man schläft in den Autos und geht am Straßenrand auf Proviantensuche. Es kommt zum Kampf um den knappen Proviant. Die Leute sind dazu verurteilt, im Ungewissen auszuharren. Doch mit der Zeit entwickelt man auch im Ausnahmezustand feste Rituale. Alle warten nur auf das Ungewisse: auf das eine erlösende Ereignis – wie auf einen Messias: dass sich der Stau auflöst und dass es endlich weitergeht.

Eines Tages – man hat schon gar nicht mehr darauf zu hoffen gewagt – löst sich der Stau wie aus heiterem Himmel tatsächlich auf. Jeder schaut, wie er so schnell wie möglich wekommt. Die zeitlich begrenzte Solidargemeinschaft findet abrupt ein Ende; man verliert sich aus den Augen; der Drang zur „Rückkehr in die Normalität“ ist stärker und erweist das Folgenlose der widerfahrenen Unterbrechung. Die geisterhafte Straße wird wieder zum Transitraum. Eben noch war man aufeinander angewiesen. Doch nun fährt man, auf Nimmerwiedersehen, aneinander vorbei – Paris entgegen, als wäre nichts geschehen, als hätten alle im Stau Gefangenen die Monate des Wartens und des gemeinsamen Duldens vergessen. Die von allen erlittene Stauerfahrung bewirkte keine Katharsis. Das Erschrecken über das Einfrieren der Bewegung, die Erfahrung von Begrenzung und Immobilität – all diese Zumutungen blieben an der Oberfläche; der Schock darüber, wie zerbrechlich Lebenspläne sind und wie wenig selbstverständlich das heile Erreichen eines Tagesziels ist, ist rasch überwunden. Die Krise blieb nur eine vorübergehende Zäsur. Man schaltet in die davor gewohnte Beschleunigung zurück und lässt diese kleine Endzeiterfahrung hinter sich, als sei sie unwirklich gewesen. War da etwas Existenzerschütterndes? Ist diese Zäsur ein Stück meiner Lebenszeit gewesen? Dieses Verhalten ist Ausdruck einer „Kultur des Vergessens“. Der Riss wird sehr bald völlig aus dem kollektiven Gedächtnis der Betroffenen verschwunden sein. Wer ist „danach“ auf der Überholspur, auf der allein der Imperativ gilt: schneller, weiter, mehr ...?

Lektionen des Stillstands

„... und mit achtzig Stundenkilometern fuhr man den Lichtern zu, die allmählich größer wurden, ohne dass man genau wusste, wozu diese Eile, warum dieses Rennen in der Nacht zwischen fremden Autos, in denen keiner etwas vom anderen wusste und jeder nur geradeaus starrte, nur geradeaus.“, so Cortázar. Man muss kein Prophet sein, um für die Nachpandemiezeit vorauszusagen: Das Rennen „danach“ wird wieder losgehen: die Rückkehr zu einer ein wenig auf neu polierten alten Normalität und in die Routine. Wird es uns auch nach dieser Pandemiezeit so ergehen? Und was ist mit denen, die wir in dieser schweren Zeit verloren haben und für die es kein irdisches „Danach“ gibt? Wie werde ich aus dieser Störung meiner Lebensabläufe hervorgehen? Es steht noch dahin, ob mich diese Krise zu einem „besseren“ oder nachdenklicheren Menschen verwandeln wird ... Wir alle standen im Stau und fragen uns, was eigentlich in diesem Shutdown an sein Ende gekommen ist. Die (Kirchen-) Welt – eben noch auf Hochtouren brummend – und dann macht eine schleichende, lautlose, unsichtbare Macht alle Planungen zunichte. Wie haben wir diese Zeit erlebt: als „vita passiva“ (Luther), als verfügten Stillstand und Leerlauf, als heilsame Erschütterung? Auch wenn viele von uns auf sich zurückgeworfen wurden, garantiert ein solches dem Einzelnen zugemutetes Innenhalten nicht automatisch ein Mehr an Innerlichkeit, Ausgewogenheit, Gelassenheit, Dankbarkeit. Wird es also so sein, dass wir bald vergessen und durchstarten? Wird es so sein, dass wir, die wir davongekommen sind, uns verwundert die Augen reiben über eine seltsame Episode, die uns überrollt hat und uns plötzlich und unerwartet zum Stillstand zwang? Es kann sein, dass wir schnell vergessen – so rasch wie in den „Goldenen Zwanzigern“ der Erinnerungsfäden an die spanische Grippe von 1918/19 riss.

Es ist menschlich verständlich, dass viele von uns zurückkehren möchten zum Status

quo. Könnte man doch einen Salto mortale zurück machen ... Denn wir lebten aus der Erinnerung an Glücksmomente im „Davor“: Hoffentlich werden wir diesen erlösenden Augenblick feiern, uns also „irgendwann“ gelöst in den Armen liegen, singen und feiern und uns ohne Abstand anlachen. Werden wir uns in aller Gelöstheit dann das Gespür bewahren, wie fragil das Geschenk der Gesundheit ist oder wie kostbar die Leihgabe eines geliebten Menschen? Noch steht dahin, was die kollektive Erfahrung des Stillstands aus uns machen wird und wie lange wir im Lebensstil die Folgen der Pandemie spüren.

Moratorium der „Präsenzkultur“ – Verzicht auf Wallfahrt

Kirche ist – bei aller stabilitas loci und Intimität einer Hausgemeinde – eine mobile Gesellschaft Jesu. Eine Kirche in der Nachfolge der weltreisenden Apostel, die bewegungslos und regungslos bliebe und die es sich im inneren Reform-Stau einrichtet, würde träge, satt, kleingeistig und selbstzufrieden. Doch die Gemeinde Jesu Christi ist nicht sesshaft, sie dient nicht dem Diesseitsbewusstsein; sie ist das pilgernde Volk Gottes. Kraft dieser Berufung erinnert die Kirche voller Ernst daran, dass unser aller Leben hinfällig ist und ein Ziel hat – in einer Wirklichkeit, die jenseits des kirchlichen Einflussbereichs liegt. Wir nennen das Ziel auch „das himmlische Jerusalem“. Wir müssen Rechenschaft ablegen von der Reichweite unserer Hoffnung. Hofft die Kirche darauf, dass sich möglichst schnell wieder der gesellschaftliche und gemeindliche Stau auflöst und sich der Zustand „davor“ einstellt – oder hofft sie auf ein Ziel, das alle Normalität sprengt? Vermissen wir den „normalen Betrieb“? Oder den, der alle Normalität sprengt?

In existentiellen Lebenskrisen kennen wir die Möglichkeit, zur Praxis der Wallfahrt als einer Glaubenstherapie zu greifen. Wallfahrten sind – bei aller spielerischen Ausgelassenheit und Körperertüchtigung

- auch ein Gleichnis dafür, dass wir fragile Gäste auf dieser schönen Welt sind und als Fremdlinge unterwegs sind hin zu einem Ziel, das wir uns nur in blassen Bildern ausmalen können. Pilger gestalten - in aller Daseinsfreude - eine Einübung in ein langsames Lebenstempo. Pilgern ist auch eine Form der *ars moriendi*²! Im Mittelalter fanden während der Beulenpest-Epidemien Wallfahrten statt: Bittgänge zu Pestkreuzen und Vesperbildern, Prozessionen zu heilbringenden Andachtsbildern, der Schutzmantelmadonna und den Verehrungsstätten der Pestheiligen und Pestheiliger Rochus, Christophorus und Sebastianus. Menschen suchten - manchmal mit wundgelaufenen Füßen - in solchen brüchigen Zeiten konkrete Zufluchtsorte, an denen sie sich, ihre Fürbitten, ihre Klage und Anklage hinterlassen konnten, an denen sie in ihrer Lebensnot baten um Einsicht und Trost. Der Zusammenhang von Heil, Heiligung und Heilung wird während einer Wallfahrt (nicht nur in Lourdes) deutlich. Denn irgendwohin müssen wir Menschen flüchten, wenn wir haltlos werden, ratlos und verwundet an Leib und Seele. Wir brauchen „Seelenkost“, Herbergen und Wege, die orientieren. Wir suchen Hoffnungsbilder, Berührungsreliquien oder Klagemauern, wenn uns die Worte fehlen und uns die schlaun theologischen Deutungen einer Katastrophe nicht befriedigen. Pilgerreisen waren und sind Handlungsspiele des Volkes Gottes, das auf dieser Welt keine letzte Heimat hat, sondern „im Elende“ wohnt und sich in der „Endzeit“ dem entgegenkommenden Gott zubewegt.

Darum traf der Einbruch eines verstörenden Virus und der „religiöse Shutdown“ die katholische Kirche besonders hart, die ja - mehr als der Protestantismus - von einer „Kultur der Präsenz“ geprägt ist. Auch Kirche stand im Stillstand, fand sich im Stau wieder. Uns wurde wie ein Gebot nahegelegt: Schaltet in den Pausenmodus! Bleibt zu Hause, dann bleibt ihr auch heil und gesund! Lasst ausfallen, was gefährdet und was nicht lebensnotwendig ist! Pilgernde Menschen hätten zu Risikofaktoren werden

können. Ihnen wurde Verzicht auferlegt: eine entbehrungsreiche Zeit, eine Kränkung für uns, die wir das Leben verlässlich planen. Fast alle Pilgerorte hatten ihre Angebote abgesagt oder drastisch reduziert. Nun gehört Pilgern nicht zum „Kerngeschäft“ der Pastoral. Das schöne Spiel des Pilgerns ist nicht Pflicht, sondern Kür, eine öffentlichkeitswirksame Zu-Gabe, eine sportliche Spiritualität. Als Pilgernde wollen wir freiwillig auf sehr menschliche, sinnenfrohe Weise vor dem Schöpfer in Bewegung bleiben. Ich will in meinem zerbrechlichen Leib Gottes Gnade erfahren, seine Nähe feiern und vor ihm unter bestimmten Spielregeln ein Spiel auf offener Straße aufführen. Wir möchten spontan unsere Freude und Euphorie zeigen und singend aus uns herausgehen. Doch Pilgern gehörte in der Krise zu den riskanten Veranstaltungen für Leib und Seele, auf die man aus Gründen der Nächstenliebe und Selbstsorge verzichtet hat. Wenn Bewegungsfreiheit und leibhaftige Beteiligungsformen eingeschränkt sind, dann leidet der Glaube an Verlust von „Präsenz“. Der „Körperkirche“ (Kurt Marti) wird eine Ausdrucksgestalt ihrer Verkörperung und Selbstdarstellung genommen. Wie wichtig sind Atmosphäre, Sinnlichkeit, Anstrengung und Mühe, eine körperliche Herausforderung, manchmal sogar eine Strapaze, die kleinen Freuden an Kraftorten im Nahbereich, der Luxus des Überflüssigen und Zweckfreien, die riechbare, berührbare und schmeckbare Nähe göttlicher Zeichen. Und wie wohltuend ist - im guten Sinne - auch der „Unterhaltungsfaktor“ der Religion, der „Flow-Zustand“, der uns guttut, in den ich mich vertiefe. Die Pandemie raubte uns auch diese Form der geistlichen Unterhaltung. Wir waren permanent „Staubeobachter“. Meine Aufmerksamkeit war permanent fixiert auf das eine große Thema Corona³. Zuweilen ist der Glaube auch eine schöne Form der „Ablenkung“. Wir gehen aus uns heraus und wenden den Blick hin auf das, was nicht in unserer Macht steht. Der Zeitgenosse, der wort- und kopflastig in der Krisenzeit auf das eine sich monoton aufdrängende Thema starrt, sucht

nach einem Ort, der ihn tief bewegt. Für Menschen vergangener Epochen bedeutete Wallfahrt eine Art „Ausnahmestand“. Für viele Mitchrist/innen ist auch heute die Wallfahrt ein Highlight im Jahresrhythmus, eine Grenzüberschreitung, eine heilsame Ablenkung vom Alltag und von sich selbst, eine kleine Erlösung aus der Einsamkeit. Jede Pilgerfahrt auch im Nahbereich ist gewissermaßen eine „Fernreise“, eine Bereicherung, ein Aufbruch, das verwegene Abenteuer der neugierigen Suche nach dem fernen und fremd gewordenen Gott und seinen Heiligen. Pilgerziele wie das Hl. Land oder Pilgerorte wie Lourdes leiden auch wirtschaftlich massiv unter den Folgen des Ausbleibens der Pilgerströme. Am Pilgern hängt eine ganze Infrastruktur, hängen Arbeitsplätze. Es wäre auch ökonomisch verheerend, wenn uns „danach“ die Lust auf besondere Treffpunkte mit dem fernen Gott verloren ginge und die Pandemiekrise die Auszehrung mancher Wallfahrtsorte beschleunigte.

Pilgern „impft“ den Glauben

Pilgern weckt das Fernweh nach dem fernnahen Gott! Beim Geschehen einer Wallfahrt ist viel Brauchtum dabei; aber auch die bewusst gesuchte Unterbrechung des Gängigen, das Sich-selbst-fremd-werden, der furchtlose Aufbruch ins Neuland. Wenn wir einmal auflisten werden, was wir in der Stauphase vermisst haben, dann fehlte unserer Glaubenspraxis ... was? Vermutlich auch diese Bewegung zueinander und miteinander und „Segensräume“. Lourdes-Pilger, Taizé-Besucher, Rom-Wallfahrende und Fußgruppen nach Trier haben das Pilgern im Blut; sie leiden unter Entzugserscheinungen. Uns blieb nichts anderes übrig, als innerlich zu „Gedankenreisen“, ja zu kleinen „Gedankenfluchten“ aufzubrechen. Unser religiöses Begehren nach gemeinsam geteilten Wegen und heiligen Orten, dem Erleben der großen „Erzählgemeinschaft“ Kirche, dem „Festlichen“ einer Wallfahrt wurde nicht gestillt.

Wohin aber soll sich der segensbedürftige Mensch wenden, wenn ihm Orte voller Heil und Heilungsversprechen, mit all dem leiblichen Miteinander, unerreichbar bleiben? Die schöne Kunst, miteinander unterwegs zu sein, pilgernd den Glauben zu demonstrieren, Berührung mit heiligen Gegenständen zu suchen, unbefangen und lautstark das „Fest des Lebens“ zu feiern – diese dem Katholizismus so wichtigen äußeren Entdeckungsreisen des Glaubens fehlten. Wir alle wissen, wie sehr das „Leibhaftige“, „das Außen“ mitbaut an unserem Innenleben. Auch der Tiefgang verlangt nach Oberflächlichem, die Konzentration auf das Wesentliche ruft nach ein wenig Zerstreuung im Vorletzten. Wir hängen dran: am unsichtbaren Gott und an sichtbaren Zeichen, an handgreiflichen Ritualen, am schönen Drumherum, am Gemeinschaftlichen im Glaubensvollzug.

Die Not machte auch die Verantwortlichen an Wallfahrtsorten erfinderisch. Diese sind Raststätten und Haltebuchten an den Autobahnen des rasanten Lebens. Wir waren mit weniger zufrieden. Eine bewegliche Kirche beschränkte sich auf enge Mobilitätsräume und erfand Not-Lösungen. Trotz einer gewissen Entspannung der Lage werden im Sommer und Herbst 2021 viele Wallfahrtsorte nur sehr verhalten einladen; manche verzichten 2021 erneut wegen der Unsicherheit über den weiteren Verlauf der Pandemie und dem fehlenden ehrenamtlichen Personal, um die pandemiebedingten Sicherheitsauflagen zu erfüllen. Manche sagen ab, weil ihnen eine Wallfahrtssaison ohne dichte Communio-Erfahrungen und Gastlichkeit zu blass erscheint. Viele Pilgerorte „fahren ein Notprogramm“ und haben auch 2021 abgesagt, weil sie keine Chance sehen, ein „Gesamtkunstwerk“, das katholische „Sowohl-als-auch“ zu gestalten. Prunkvolle Liturgien, das fröhliche Gewusel, Glaubensfeste voller Nähe, Ausgelassenheit und Wiedersehensfreude, das sorglose Abstandnehmen von der „Affektkontrolle“, das Aufgehen in der Menge – all das ging nicht. Die kühle, puristische Feier des Heiligen liegt uns nicht auf Dauer. Wir

wollen nicht nur die kalte Steinfigur des hl. Jakobus in Santiago umarmen. Der Katholik will fromm sein und gesellig. Nach der Pilgermesse geht's ins Pilger-Cafè. Notgedrungen mussten wir uns in die Kunst des Verzichts einüben oder es der Initiative Einzelner überlassen, für sich und stellvertretend aufzubrechen. Ja, das „Prinzip Stellvertretung“ wurde im Krisenjahr neu entdeckt. Mancherorts hinterließen Vertreter von Bruderschaften als „Delegation“ ihr Kerzenopfer und die Fürbitten der daheim Gebliebenen.

Digitale Gebetsgemeinschaften und Liveschaltungen zu Gnadenstätten waren und sind kreative Ersatzformen, auch Freiluft-Gottesdienste, Fürbittwände, digitale Botschaften der Pilgerbüros zu den Bruderschaften. Besonders die Kerzenopfer der zahlreichen Einzelpilger bleiben an den Gnadenorten sehr gefragt. Der Livestream von Gottesdiensten und deren Ausstrahlung über soziale Medien kann doch nur ein gutgemeinter und zugleich störanfälliger Notbehelf für einige wenige sein. Surfen in frommen digitalen Netzwelten befriedigt die Seele nicht. Der digitale fernsehende Blick aufs Gnadenbild vom Sofa aus weckt die Sehnsucht nach der Begegnung mit dem „echten“ Bild.

In fantasievoller und auch hektischer Betriebsamkeit wurde 2020 nach Desideraten gesucht. Vielleicht müssen wir es noch lernen, nicht sofort in schweißtriefender Geschäftigkeit nach „kreativen Ersatzformen“ zu greifen, sondern auch die Passivität und Leere auszuhalten, das Vakuum, das ich nicht sofort verdrängen, ersetzen und auffüllen kann. Vielleicht sind wir eher „Pilger des Fehlenden“ (Gotthard Fuchs) als Gottfinder, dürfen zu unserer Ratlosigkeit stehen und auf allzu vollmundige und affirmative Mutmachpredigten verzichten. Die Kirchen gerade an Wallfahrtsorten standen offen, die Bilder der Hoffnung blieben zugänglich; und damit die Möglichkeit, sich – allein, zu zweit, zu dritt – Maria und den anderen heiligen Nothelfern hinzuhalten; und das nicht ausgelassen singend, sondern ratlos und mit stotternden Fürbitten, mit

dem verborgenen Gott hadernd. Vielleicht werden eher diese individuell gestalteten Wege und nicht die traditionellen Großgruppen-Wallfahrten Zukunft haben. In eher demütig tastenden und stolpernden Pilgerschritten kann dann auch die Ahnung von etwas Neuem wachsen, die Sehnsucht nach dem, der mit uns geht, wenn es so nicht mehr weitergeht. Die Pilgerexistenz lehrt, dass der Wunsch nach Rückkehr zum „frommen Normalbetrieb“ allzu bescheiden und regressiv wäre.

Die, die es sich leisten konnten, waren viel zu Hause, auch wenn man – auf sich zurückgeworfen – nicht so recht in sich gewohnt hat. Die einsame Pilgerfahrt in den eigenen vier Wänden, die Entdeckungsreise im unbekanntem Innenleben ist auch ein Abenteuer, ein „Stehen in der Stille“⁴ Ich stieß vielleicht darauf, wie sehr ich der „Tempel des Heiligen Geistes“ bin; kein Gnadenbild, aber ein Ebenbild Gottes; ja, in mir ist das Wallfahrtsheiligtum aufgerichtet, das der Allernächste besucht. Denn ER ist der erste Pilger. ER pilgert bittend und fragend mir entgegen und lässt das Ich „außer sich geraten“ (Eberhard Jüngel). Wird diese eher protestantische Weise der Selbsterfahrung vor Gott die Existenzform des neuen Pilgers sein – danach, in der Zeit des Individualismus? „Alle Religionen werden vergehen, aber dies wird bleiben: einfach auf einem Stuhl sitzen und in die Ferne blicken“, sagte der 1919 verstorbene russische Religionsphilosoph Wassili Rosanow. Vielleicht wird das Pilgern „danach“ individueller werden, spätmoderner, hoffentlich nicht ortloser. Pilgerorte dürfen nicht von der Landkarte unserer Sehnsucht verschwinden. Sie helfen uns, „in die Ferne zu blicken“. Diese Orte geahnter Fülle sind Vororte der „neuen Stadt“. So heilsam es ist, die innere Pilgerfahrt einzuüben, sich auf das ureigene Innenleben zu konzentrieren und ins Weite zu blicken – der unruhige Mensch sucht die Bewegung, und wir Christen und die Christinnen suchen das Weite, den leibhaftigen Aufbruch. Christsein im Homeoffice unter Ausschluss der Öffentlichkeit geht auf Dauer nicht. Darum

brauche ich die „Impfung“ durch den Geist und durch Praktiken des gelebten Glaubens wie das Pilgern, damit mir die Sehnsucht nach dem Gott des Weges und des Zieles nicht verlorengeht.

Gottes Geist für eine „Kirche in Verlegenheit“

„Es wird nicht mehr so sein wie zuvor“ – das ist eine zutiefst österliche und auch tröstliche Erfahrung. Sie mutet den Mut zum Abschied zu. Das Labyrinth als ein Pilgersymbol bildet im Zentrum den Wendepunkt ab, den Lebens-Wandel um 180 Grad, nicht das „Immer-weiter-so“. Die Kehrtwende wurde den Frauen am Grab und den Jüngern zugemutet. Nach Ostern gab es keine selbstsichere Jünger/innenschar, sondern eher eine zögerliche „Kirche in Verlegenheit“, die unter dem Eindruck der Erschütterung aller Selbstgewissheit steht. Sie lebt nicht von der „Rückkehr zur Normalität“, sondern vom Neustart, den allein Gott veranlasst. Sie braucht die vom Auferstandenen eingeleiteten Öffnungsschritte und die reine Geist-Luft zum Atmen. „Atme in uns, Heiliger Geist“ – so lautet das Motto 2021 der Wallfahrtsorte im nordwestdeutschen Raum. Ohne den Besuch des Auferweckten und ohne den Geistatem säße Kirche noch heute im selbstgewählten Lockdown und hinge im Gefühlsstau. Seit Ostern müssen und dürfen wir mit dem verborgenen Christus leben, der uns heilsam umgibt von allen Seiten und den wir nicht nur in uns finden, sondern dann, wenn wir pilgernd wegkommen von uns und auf „neue Wege“ einspüren. Seit Ostern haben wir es mit dem zu tun, den man nicht sehen und begreifen kann. Und mit Situationen, die nicht überschaubar und beherrschbar sind. Wir dürfen darauf hoffen, dass Gott noch andere Hände hat als unsere Hände. Diese unbescheidene Hoffnung und eine Einübung in die Demut, diese schwere Lektion und auch die Akzeptanz der Fraglichkeit des Glaubens gehören zum Weg der Jüngerinnen und Jünger mit

Christus. Wer dem Verborgenen begegnet, wird aus alten Bahnen herausgerissen und kann nicht sentimental zurückblicken. Pilgerorte müssen Raum zur Klage und zum Schweigen geben. Sie sind keine überraschungsfreien Zonen, an denen wir das je schon Erwartbare zu hören bekommen. Auch Pilgerorte sind Suchräume, an denen wir gelassen und demütig werden, Schwellenräume und Wartesäle, in denen wir uns ratlos und sprachlos nach dem verborgenen Gott und dem ewig Neuen ausstrecken. Wir sind noch nicht wunschlos glücklich. Wir wissen noch nicht, was kommt. Gerade jetzt, wo „es“ wieder losgeht, brauchen wir Orte, wo wir wahrhaft „ins Freie“ gehen, heilsam unterbrochen werden und auf die Ankunft eines ganz Anderen warten.

Anmerkungen:

- 1 Peter Kümmel, In einem Stau, der sich nicht auflöst, in: DIE ZEIT 20/2020 vom 6. Mai 2020 unter Bezugnahme auf: Julio Cortázar, Südliche Autobahn (1966) in: Die Erzählungen Bd. 2. Frankfurt 1998.
- 2 Ralph Kunz, Pilgern. Glauben auf dem Weg, Leipzig 2019, S.118. Wichtig auch: Detlev Linau, Sich fremd gehen. Warum Menschen pilgern, Ostfildern 2009; Philipp Stoellger, Eröffnung: Corona als Riss der Lebenswelt. Zur Orientierung über Naherwartungen, Enttäuschungsrisiken und Nebenwirkungen in: Benjamin Held u.a. (Hg.), Corona als Riss. Perspektiven für Kirche, Politik und Ökonomie. Heidelberg 2020, S. 13-30.
- 3 Elmar Salmann/ Marcel Albert, 77 Tage Ausnahme leben. Wie ein Virus uns auf andere Gedanken brachte. Münsterschwarzach 2020.
- 4 Clemens Sedmak, Hoffentlich. Gespräche in der Krise. Innsbruck 2020, S.149.

Die „Bruderliebe“ in den Johannes- briefen

Aktuell und sprachgerecht übersetzt

In der corona-geschuldeten Frühlings-isolationszeit hatte ich mir vorgenommen, jeden Tag einen Teil meiner Zeit der Lektüre zu widmen. Ich wollte aber gezielt bestimmte Schriften des Neuen Testaments unter die Lupe nehmen. Angefangen hatte ich dann mit den „Katholischen Briefen“.

Eine der Gemeinsamkeiten, die die „Katholischen Briefe“ aufweisen, ist die Pflege der christlichen Tugenden, besonders des Liebesgebots. Die Verfasser formulieren aber das Liebesgebot in männlicher Form, was man in der Literatur unter der Bezeichnung „Bruderliebe“ liest. Diese männliche Formulierung zog meine Aufmerksamkeit auf sich. So bin ich dabei stehengeblieben. Um aber bei einem Textduktus zu bleiben, beschränke ich mich auf die Johannesbriefe. Die darin in männlicher Form formulierte *Nächstenliebe* bedarf aber heute und im aktuellen Kontext unserer Welt einer entsprechend sprachgerechten Übersetzung, welche für alle ansprechend ist. Es lohnt sich aber zunächst mal, die Verwendung des Begriffes „Liebe“ bzw. „Nächstenliebe“ und ihr Verständnis im Kontext der Johannesbriefe zu untersuchen und sie in ihrem sozialgeschichtlichen und gemeindlichen Hintergrund nachzuvollziehen.

Erzählerischer Zusammenhang: Belege

Es wird angenommen, dass die Johannesbriefe dem Johannesevangelium nahestehen, dass sie in der Tradition der sog. „jo-

hanneischen Schule“ stehen². Es fällt auch auf, dass der 1. Johannesbrief argumentativer und ausführlicher ist als die beiden weiteren Briefe. Diese passen der Form und dem Inhalt nach gut zu der Gattung „antiker Brief“³: Umrahmt sind der 2. und der 3. Johannesbriefe von der Anschrift des Absenders, von einleitendem Gruß und Schlussgrüßen, was ihnen den Briefcharakter verleiht. Dagegen fällt dieser Rahmen im 1. Johannesbrief aus, der mit einer Vorrede (1,1-4) über das Wort des Lebens beginnt und mit einer Ermahnung (5,9-12) zum Zeugnis Gottes endet. Alle drei Briefe verbindet aber inhaltlich der Aufruf zur Treue zum angenommenen Glauben und zum authentischen Leben in Wahrheit und Liebe (1 Joh 2,28-29; 3,19-24).

Was den Inhalt angeht: Der 1. Johannesbrief entfaltet theologische Gedanken zu den Themen wie Logos und Leben (1,1-4), Gott und Gotteserkenntnis (1,5-7; 2,3-6), Christus (1,8-10), Glauben bzw. Glaubenszeugnis und Irrlehre (2,18-27; 5,9-12), Sünde und Welt (2,1-2; 5,1-8), Gotteskindschaft (3,1-2.19-24), Unterscheidung der Geister (4,1-6), Gottesgebote und Liebesgebot (1 Joh 3,1-18; 4,1-21 mit 1 Joh 4,8.16b als zentrale Stellen). Diese Themen verbindet Johannes mit Mahnungen und Warnungen, und zwar vor dem Hintergrund der Auseinandersetzungen mit den sog. Gegnern. Er ermahnt seine Adressaten hauptsächlich dazu:

- die Gemeinschaft mit Gott und mit Jesus Christus nur in der Gemeinschaft der ersten Zeugen des Evangeliums (Apostel), zu denen er sich selbst zählt, zu bezeugen;
- im Gegensatz zu den Irrlehrern, die Gemeinschaft mit Gott dadurch zu bewahren, dass sie sich als Sünder bekennen, um die Versöhnung und den Beistand durch Christus – Sühne für die Sünden – zu erfahren;
- das Zeugnis Gottes für Jesus Christus in sich zu tragen, denn nicht an Gott zu glauben, würde bedeuten, Gott zum Lügner zu machen;

- am Glauben festzuhalten gegen die Anschauung der Irrlehrer, denn der Glaube ist der Sieg über die Welt;
- dem Geist Gottes zu folgen und in sich wirken zu lassen, um die Irrgeister und den Teufel, die die Welt beherrschen und in deren Bann die Irrlehrer stehen, zu besiegen;
- anders als die Gegner (Irrlehrer), die behaupten, in ihrem innersten Wesen die Gottgleichheit zu besitzen, die Erkenntnis, Kinder Gottes zu sein, zu bewahren;
- nicht von dieser Welt zu sein und die Sünden zu verabscheuen;
- die Gebote Gottes - vor allem das „*Liebesgebot*“ - zu befolgen, welche Zeichen für die Gotteserkenntnis und für die Gemeinschaft mit Gott und untereinander sind. Hier betont Johannes, dass das „*Liebesgebot*“ von der Gottesliebe ausgeht, um sich in der Gemeinschaft unter den Gläubigen zu äußern.

Vom Inhalt her steht der 2. Johannesbrief dem 1. Johannesbrief nahe durch die Doppelmotivation: zum einen die Mahnung zu einer Lebensführung aus der Wahrheit und Liebe (2 Joh 4-6) und zum anderen die Warnung vor umherziehenden Irrlehrern mit der Anweisung, ihnen keine Aufnahme und Gemeinschaft zu gewähren (2 Joh 7-11). Die Betonung des „*Liebesgebots*“ begründet Johannes hier mit dem Thema Wahrheit, die weder eine Lehre noch eine Theorie ist, sondern Gott selbst und seine Wirklichkeit, wie Er sich in Jesus Christus erschließen lässt (2 Joh 4). So legt der Verfasser den Gemeindemitgliedern ans Herz, nach den Geboten zu leben, d.h. das „*Ein-ander-lieben*“ zu praktizieren und das Leben in der Liebe zu führen (2 Joh 4-6).

Der 3. Johannesbrief ist im Unterschied zum 2. Johannesbrief ein persönlicher Brief: Er wird an eine Person namens Gaius⁴ gerichtet. Auch wenn er ein persönlicher Brief ist, so sind die darin knapp behandelten Themen nicht nur auf Gaius zugeschnitten, sondern sie betreffen auch die christliche Gemeinde, die sich hinter Gaius erkennen lässt und zu der Gaius gehört.

Schon im Eingang, der der Anschrift des Absenders und dem Gruß an den geliebten Gaius gewidmet ist, geht es direkt zur Sache, und zwar mit dem Thema Wahrheit: Johannes freut sich darüber, dass Gaius und die Gemeindemitglieder in der Wahrheit leben (3 Joh 1-3). Er bringt dann die Wahrheit in Verbindung mit der „*Liebe*“ bzw. der „*Bruderliebe*“, indem er Gaius als „*Lieber Bruder*“ bezeichnet (3 Joh 2. 5.11) und das Zeugnis für die Liebe erwähnt, die Gaius zu der Gemeinde pflegt (3 Joh 6). In den darauffolgenden Versen weist Johannes einen Diotrefes zurück, der seine Autorität nicht anerkennt (3 Joh 9-10), bevor er Gaius einem anderen namens Demetrius empfiehlt. Dieser ist im Gegensatz zu Diotrefes bereit, Gaius den Brief zu überzubringen, und für den die ganze Gemeinde Zeugnis abzulegen hat (3 Joh 11-12). Neben Demetrius empfiehlt der Presbyter weitere Missionare, die er nicht beim Namen nennt: Gaius soll sie beherbergen, weil sie Mitarbeiter der Wahrheit seien (3 Joh 5-8).

Summa summarum: Die drei Johannesbriefe sind von der Gattung her nicht identisch und inhaltlich keine Lieder der Liebe im Sinne des Buches „*Hohelied*“ oder im Sinne von 1 Kor 13, auch wenn sie dem Thema „*Liebe*“ einen gewichtigen Platz einräumen. Dafür spricht allein die aussagekräftige Auskunft der Zahlen: „*Liebe*“ und „*lieben*“ kommen 46mal im 1. Johannesbrief vor, dazu 6mal die Anrede „*Geliebte*“; im 2. Johannesbrief wird die „*Liebe*“ 6mal thematisiert, während der 3. Johannesbrief die „*Liebe*“ 2mal verwendet und die Anrede „*Geliebter*“ 3mal. Johannes begründet die christliche Liebe mit der Gottesliebe („*Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm*“: 1 Joh 4,16) und verbindet sie mit Mahnungen und Warnungen, so dass er sie zu seinem Lieblingsthema macht. Er nennt sie ausdrücklich „*ein altes neues Gebot*“ und formuliert sie als Liebe unter den Brüdern („*Bruderliebe*“), wozu die entscheidenden Stellen sind: 1 Joh 2,7.9-21; 3,10ff.17.20.23; 4,7ff; 5.16; 2 Joh 5-6; 3 Joh 6.

Sozialgeschichtliche und gemeindliche Hintergründe

Es gibt eine Übereinstimmung in der Fachliteratur darüber, dass die Johannesbriefe gegen Ende des ersten Jahrhunderts (zwischen 90 und 100 n. Chr.) und damit aus der johanneischen Tradition (Entwicklung der johanneischen Schule) entstanden sind. Johannes, dem die Verfasserschaft zugeschrieben worden ist, scheint eine herausragende Persönlichkeit des johanneischen Kreises gewesen zu sein. Er nennt sich „Presbyter“ und schreibt an die Heidenchristen, die in der Zerstreuung (Diaspora) lebten, und zwar in Kleinasien, wahrscheinlich in der Gegend von Ephesus⁶.

In der Diaspora zu leben, bedeutete nicht nur unter politischer Herrschaft Roms zu stehen, sondern auch sozial, kulturell und religiös (Kaiserkult, Polytheismus, Synkretismus und Hellenismus) geprägt zu sein. Außergewöhnlich war auch, dass Wandermissionare mit dem neuen Glauben unterwegs waren, um neue Anhänger zu werben oder einfach die bereits gewonnenen Anhänger zu stärken. In jener Umwelt waren auch die Auseinandersetzungen mit den Gegnern bzw. den gnostischen Irrlehren, welche in den Johannesbriefen theologisch und praktisch Antwort finden, nachzuvollziehen. Vielleicht spielten auch die Folgen der Trennung der ursprünglichen Johannesgemeinde vom Judentum eine Rolle im Hintergrund mit. Das Ziel des Verfassers dürfte in diesem Zusammenhang die Stärkung der Adressatengemeinde in der Feindeswelt sein. Außerdem herrschte seit dem Jahr 81 n. Chr. in Rom Kaiser Domitian. Unter ihm verzeichnete man um das Jahr 90 in Rom und im Rest des Reiches die seit Nero begonnene Christenverfolgung. Ob sich unter den Wandermissionaren in Kleinasien welche befanden, die aus der Bedrängnis kamen, lässt sich nicht aus den Johannesbriefen erschließen. Auf jeden Fall war das in Kleinasien entstandene johanneische Christentum mehr oder weniger geprägt von der Weitergabe des johanneischen Christentums in der Abgrenzung zur Außenwelt.

Weitere Hinweise, die wiederum auf das Milieu verweisen und damit die Formulierung des „*Liebesgebots*“ in männlicher Form gehabt haben dürften, ergeben sich aus den Johannesbriefen:

- *Der erste Hinweis: der Verfasser und Wandermissionare.* Ob der Verfasser sich mit der Person, die hinter dem Namen Johannes steckt, deckt oder nicht, ist offen; er stand auf jeden Fall in der johanneischen Tradition. Er nennt sich der „Alte“ (Presbyter: 2 Joh 1; 3 Joh 1) und besitzt eine religiöse Autorität. Ob er in seinem Namen oder als Repräsentant seiner Gemeinde schreibt, lässt der ständige Wechsel zwischen „Ich“ und „wir“ in seinen Briefen nicht deutlich erkennen. Durch seine Autorität erwähnt er (Wander-)Missionare, die er dem heidnischen Gemeindekreis Kleinasiens zuordnet; er unterscheidet unter ihnen die echten von den falschen. Er empfiehlt die echten, die er als Mitarbeiter betrachtet, und warnt von den falschen. Er warnt vor den falschen (vgl. 1 Joh 1, 8-10; 4,1-6): Ihnen gilt nicht das „Einanderlieben“, von dem in den Johannesbriefen die Rede ist (1 Joh 3,11.23; 2 Joh 5; 3 Joh 1.6). Hingegen werden Gemeindeglieder bzw. die Brüder dazu aufgerufen, einander zu lieben. Auf der anderen Seite erkennt Johannes das Gute in der Welt (1 Joh 11-12), außerhalb des johanneischen Gemeindekreises.
- *Der zweite Hinweis: der Verfasser und die Adressaten.* Der Verfasser rechnet sich zu den christlichen Lehrern, betrachtet sich als geistigen Vater und richtet sich als solcher an seine Adressaten (1 Joh 1.1-4; 2,1.18.28; 3,7.18; 4,4; 5,21; 2 Joh 1; 3 Joh 1). Er fühlt sich mit ihnen so verbunden, dass er sie seine „lieben Brüder“ oder „Geliebte“ (ἀγαπητοί) nennt; auch Gaius, Adressat des 3. Johannesbriefes, nennt er „lieber Bruder“ bzw. „Geliebter“ (ἀγαπητός)⁸. Das heißt, die Liebe, die er zu seinen Adressaten hat und zu der er sie ermahnt, ist nicht allgemein und anonym zu betrachten, sondern

sie ist konkret und gilt den Mitgliedern des gemeinten Gemeindekreises. Es fällt aber hier auf, dass Johannes nur männliche Mitglieder direkt anspricht, wie es die Formulierung der Anrede (ἀγαπητοί) zeigt.

- *Der dritte Hinweis: die Adressaten und die Gemeindeverhältnisse.* Die Adressaten der Johannesbriefe leben in der heidnischen Welt und sind damit Kinder ihrer Zeit und ihrer Welt, zumindest was die Achtung der sozialen Ordnung angeht⁹: Der „Alte“ lobt sie, weil sie durch den Glauben die Welt besiegt haben, wobei hier ausdrücklich nur Kinder, junge Männer und Väter (1 Joh 2,12-1; 4,4-5), Gaius, Diotrophes und Demetrius (3 Joh 1.9.12) erwähnt sind. Ob der Konflikt zwischen dem „Alten“ und Diotrophes zum einen und die Sympathie zwischen ihm und Demetrius auf der anderen Seite ein Hinweis auf das Gemeindeverständnis oder auf die Spaltung in der Gemeinde oder auf den Unterschied im Amts- und Machtverständnis oder seitens des Diotrophes einfach ein Hinweis auf die Identitätsbewahrung gegenüber Fremden ist, sei dahingestellt¹⁰. Was die Gemeindeverhältnisse angeht, zeigt sich also keine klare Verfassung, keine feste Struktur, wohl aber ein lebendiges christliches Leben mit Beitrag von Wandermissionaren und Einfluss von außen (durch den „Alten“: 1 Joh 5,13; 2 Joh 12-13; 3 Joh 13-15). Gaius scheint laut 3 Joh 5-12 ein einflussreiches oder ein führendes Mitglied des Gemeindekreises zu sein. In jedem Fall bilden die Gemeindeglieder durch das Band der Liebe in Tat und Wahrheit eine solidarische Gemeinschaft der Kinder Gottes gegenüber der Außenwelt (1 Joh 3,1-10.11-18).
- *Der vierte Hinweis: die Gegner.* Einer der Punkte, der den drei Johannesbriefen gemeinsam ist, betrifft die Existenz von Gegnern. Diese tauchen auf unter den Bezeichnungen wie „falsche Propheten“, „Antichristen“ und „Verführer“ (1 Joh 2,18.22; 4,1-4; 2 Joh 7). Weil sie nicht mit der christlichen Lehre unter-

wegs sind, werden sie als „Irrlehrer“ bzw. „Irrgeister“ bezeichnet und mit „Gnostikern“ und „Häretikern“ gleichgesetzt¹¹. Dadurch zeigt sich das Milieu des johanneischen Gemeindekreises als ein durch gnostische, synkretistische und hellenistische Denker geprägtes Milieu. Um ihren geistigen Einfluss auf johanneische Gemeinden zu vermeiden, weist der „Alte“ sie zurück und warnt die Gemeindeglieder vor ihnen. Vielleicht waren unter den Heidenchristen schon welche, die sich in der Nachfolge der o.g. Gegner befanden, was den Verfasser dazu geführt haben soll, davor zu warnen und die Gemeinden in dem überlieferten Glauben zu stärken und dazu anzurufen, in der Liebe zueinander zusammenzuhalten.

Vor dem oben Gesagten lohnt es sich, am Ende sich zu fragen,

- ob die heidenchristlichen Gemeinden, an die Johannes schreibt¹², keine Frauen unter ihren Mitgliedern zählten;
- ob die Anrede in männlicher Form nur der Tatsache geschuldet ist, dass der Verfasser aus der Perspektive eines Mannes schreibt;
- ob der Verfasser davon ausgeht, dass in der Anrede „Geliebte“ die weiblichen Gemeindeglieder miteinbezogen sind;
- ob der gemeinte Gemeindekreis wie die Qumran-Gemeinde oder der Kreis der zwölf Apostel war (aus rein Männern bestehende Gemeinschaften), was unrealistisch, sogar abwegig zu sein scheint¹³.

Also, die Formulierung der Anrede in der einzigen männlichen Form und mit der dringenden Empfehlung der „Gottes- und Nächstenliebe“ scheint uns eine logische Folge einer antiken, patriarchalischen und männerorientierten Auffassung der Gesellschaft und der Dinge – in der römisch geprägten Umgebung – zu sein. Diese antike Umgangsform wäre verantwortlich dafür, dass weiblich-heidenchristliche Mitglieder zu einer stimmlosen Minderheit gemacht

wurden. So ist es diesbezüglich nicht verwunderlich, dass die Johannesbriefe und die Bibel insgesamt jener diskriminierenden Umgangsform geschuldet sind. Schnackenburg sieht in der „Bruderbezeichnung“ bzw. in dem „Brudertitel“ eine Praxis, die das Urchristentum vom Judentum übernommen habe¹⁴, was unserer These nicht widerspricht, weil auch die biblische jüdische Welt patriarchalisch eingestellt und männlich orientiert war.

Die aktualisierte und sprachgerechte Übersetzung

Im Heute und Jetzt sind wir nicht mehr in der Antike oder im Mittelalter: Das Leben wird nicht allein aus der Männerperspektive betrachtet. Wir leben in der (Post- bzw. Spät-)Moderne, in einer offenen Gesellschaft und in der Zeit, in der die männliche und weibliche Dimension der Gesellschaft und des Lebens sowie die Rechte aller Menschen ohne Unterschied von Geschlecht, Herkunft und Hautfarbe nicht mehr in Frage zu stellen sind, auch wenn in manchen Milieus alte Reflexe männlicher Vorherrschaft immer noch zum Vorschein kommen und sich zu Wort melden. Seit geraumer Zeit erleben wir auch ein Ringen um eine gerechte und geschlechtsspezifische Sprache in allen Lebensbereichen. Mit dieser Suche verbindet man die Entwicklung einer entsprechenden Haltung, welche alle Menschen ohne Unterschied zu achten hat. Wir stellen fest, dass seit Jahrzehnten die Gleichberechtigungsdebatte auch in der römisch-katholischen Kirche angekommen ist und sie massiv unter Druck setzt. Wenn diesbezüglich die Institution Kirche noch zögert, besser gesagt in kleinen Schritten vorankommt, ist ihr die Theologie voraus: Das Thema „Frauen“ in der Theologie allgemein, besonders in der Bibelwissenschaft stößt seit langem auf positive Resonanz¹⁵. Es gibt sogar seit Jahren eine Bibel in gerechter Sprache¹⁶. Alle Überlegungen über die Zukunft der Kirche sollten von der Grundidee der Partizipation¹⁷ ausgehen,

damit die Kirche für alle offensteht und von allen getragen wird.

Die zentrale Aussage der Johannesbriefe lautet „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,8.16b). Daraus ergibt sich die „Nächstenliebe“, die der Verfasser der Johannesbriefe als „Bruderliebe“ formuliert. Die „Nächstenliebe“ ist die Antwort der Menschen auf die Eigenschaft Gottes, die die Liebe ist. Diese Antwort geht von dem Grundsatz aus: „Wer den liebt, der gezeugt hat, liebt auch den, der aus ihm gezeugt worden ist“ (1 Joh 5,1). Für die Verkündigung dieser zentralen Botschaft des Christentums, die im Sinne Jesu alle betreffen und ansprechen soll, bedarf es aber einer aktualisierten und sprachgerechten Übersetzung, wobei dies im Sinne des Johannes nicht spekulativ, nicht gnostisch, sondern praktisch zu verstehen ist, weil die „Liebe“ sich über das konkrete Leben definieren lässt¹⁸. So gesehen macht sich das johanneische Christentum – um den Ausdruck von Schnackenburg zu verwenden – zum „Tatchristentum“, was es mit dem synoptischen Christentum und dem Judentum verbindet¹⁹. Diese zentrale Botschaft des Christentums geht Männer und Frauen an, die durch die Aufnahme Jesu in der Taufe Kinder Gottes geworden sind und wiederum den Auftrag haben, die „Liebe“ zu übermitteln und auszutragen. Ihre „Liebe“ würde außerdem hinter dem Liebesverständnis Jesu zurückbleiben, wenn sie nur als intern, innergemeindlich verstanden wird. Im Sinne Jesu ist das „Lieben“ (siehe: Bergpredigt; Joh 13;14;15 mit Joh 3,16 zusammengelesen) offen, nicht exklusiv; es gilt sogar den Feinden. So hat auch Paulus die christliche „Liebe“ verstanden, umfassend und universal (Röm 13,8-14) und sie über die anderen theologischen Tugenden (Glauben und Hoffnung) gestellt (1 Kor 13).

Von daher ist es also richtig, sprachgerecht und geschlechtsspezifisch von der „Geschwisterliebe“ oder „geschwisterlichen Liebe“ zu reden. Dies tut die neue Einheitsübersetzung von 2016 auch, allerdings nicht durchgängig. Sie übersetzt die Anrede „Geliebte“ (ἀγαπητοί) in den

Johannesbriefen sprachgerecht und geschlechtsspezifisch mit „*Liebe Brüder und Schwestern*“. Damit werden die männlichen und weiblichen Gemeindemitglieder angesprochen, so dass die Aufforderung, „*einander zu lieben*“ nicht einseitig, sondern gegenseitig (geschwisterlich) formuliert ist. Um aber konsequent zu bleiben, sollte die „Einheitsübersetzung“ auch den Begriff ἀδελφὸν in 1 Joh 2,9-10 oder ἀδελφοὶ in 1 Joh 3,13 nicht nur mit „*Bruder bzw. Brüder*“ übersetzen, sondern auch ergänzen und übersetzen mit *Bruder und Schwester*“ bzw. „*Brüder und Schwestern*“, um eine sprachgerechte Übersetzung hinzubekommen. Denn wer durch Jesus zum Glauben kommt, ob Frau oder Mann, der /die hat die „*Liebe*“ Gottes erkannt und hat den Auftrag, zu lieben. In der offen, umfassend, inklusiv und universal verstandenen „*Liebe*“ steckt nach wie vor viel Potenzial für Christinnen und Christen aller Zeiten. Durch ihr menschenfreundliches und caritatives Engagement tragen sie dazu bei, dass das Christentum auch in der (Post- bzw. Spät-) Moderne ihre unersetzbare Stellung hat.

Anmerkungen:

- 1 Das sind: Jakobusbrief, 1-2 Petrusbriefe, 1-3 Johannesbriefe und Judasbrief.
- 2 Inwieweit haben die Johannesbriefe das johanneische Christentum weiterentwickelt? Darauf antwortet eine kompetente und zahlreiche Fachliteratur. Als Beispiel seien erwähnt:
 - Oscar Cullmann: *Le milieu johannique. Sa place dans le Judaïsme tardif, dans le cercle des disciples de Jésus et dans le Christianisme primitive.* Neuchatel – Paris 1976, bes. S. 89-96.
 - Ingo Broer: *Einleitung in das Neue Testament (Die Neue Echte Bibel, Ergänzungsband 2/I zum Neuen Testament).* Würzburg 1998, S. 179-248.
 - Rudolf Schnackenburg: *Die Johannesbriefe, Sonderausgabe Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testament.* Freiburg – Basel – Wien 2002, bes. S. 15-34. 295-301.
- 3 Der Briefcharakter lässt sich festmachen an der Länge eines Papyrusblattes, dem Briefkopf- und -schluss mit der persönlichen Anrede. Diese Merkmale zeigen mutatis mutandis der 2. und der 3. Johannesbriefe auf.
- 4 Wer ist Gaius? Seine Person und sein Status sind nicht klar zu definieren. Ob er Bischof, Vorsteher einer Gemeinde war, lässt sich nicht klar feststellen. Ob es sich um den Mazedonier Gaius handelt, den Reisegefährten des Paulus, von dem die Apostelgeschichte erzählt (Apg 19,29; 20,4), oder um den Gastgeber des Paulus (Röm 16,23) oder um den Christen aus Korinth, den Paulus getauft hatte (1 Kor 1,14) – er scheint auf jeden Fall mit Johannes, dem „*Alten*“ (Presbyter), eng verbunden zu sein und eine bestimmte Rolle im Gemeindekreis, an den Johannes schreibt, gehabt zu haben. Vielleicht wurde er durch Johannes gläubig.
- 5 Mit Gaius werden zwei weitere Namen in Verbindung gebracht: Diotrophes und Demetrius. Diotrophes scheint, laut 3 Joh 9f, ein einflussreicher Mann innerhalb der Adressatengemeinde gewesen zu sein, Demetrius (3 Joh 12) dagegen ist der Überbringer des Briefes von dem „*Alten*“. Auffällig ist aber, dass Diotrophes in Konkurrenz mit Johannes zu stehen scheint, da er die Weisungen des „*Alten*“ ablehnt und dadurch seine Autorität in Frage stellt, indem er sich weigert, den Brief anzunehmen (3 Joh 9f). Seine Rechtgläubigkeit wird aber nicht in Frage gestellt, weil er nicht zu den sog. „*Verführern*“ gezählt wird. Im Dunkel bleibt aber die Frage, warum er nicht bereit war, den Brief zu überbringen und die ausgesandten Missionare, für die sich der „*Alte*“ einsetzt, aufzunehmen. Im Gegensatz zu ihm wird Demetrius als treues Mitglied dargestellt. Ob es um Demetrius geht, der vom Erfolg der paulinischen Verkündigung entsetzt war, weil er um sein Geschäft mit der Verehrung der Göttin Diana fürchtete (was ihn dazu führte, gegen Paulus die ganze Zunft zusammenzurufen: Apg 19,23-40), und laut Johannesbrief gläubig geworden wäre?
- 6 Siehe die Ausführungen von allen in diesem Aufsatz zitierten Autoren zu den Johannesbriefen.
- 7 Laut z. B. 1 Joh 1,8-2,2 sind Gegner gemeint, die die Themen Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge anders auslegen als die Christen und Christinnen es tun: christlich ist das Licht von Gott, und die Wahrheit ist Gott selbst, der durch das Blut Jesu die Sünden vergibt und rettet.
- 8 Siehe 1 Joh 2,7; 3,2.13.21; 4,1.7; 3 Joh 2.5.11).
- 9 Dies ist noch deutlicher im 1. Petrusbrief, nach dem der Verfasser Sklaven, Männer und Frauen (Hausordnung) in ihrem jeweiligen Stand als Christen zu leben haben (1Petr 2,18-25; 3,1-7), aber auch bei Paulus. Allein Jesus hat die zu seiner Zeit herrschende Sozialordnung und das Machtverhältnis respektiert.
- 10 Die Erklärung dazu geht in alle Richtungen. Siehe u.a. Rudolf Schnackenburg: op. cit., S. 295-301. 326-327. 330-331; Ingo Broer: op. cit., 245-247. Das wird von vielen anderen Fachleuten vertreten.

- 11 Einen Überblick darüber kann man sich bei z.B. Ingo Broer: op. cit., S. 237-239 verschaffen.
- 12 Dies gilt auch für die anderen vier „Katholischen Briefe“.
- 13 Der „Alte“ nennt ausdrücklich kein weibliches Mitglied. In den Schlussgrüßen des 2. Johannesbriefes (2 Joh 13) verwendet er aber zum einzigen Mal das Wort Schwester, indem er schreibt: τὰ τέκνα τῆς ἀδελφῆς σου τῆς ἐκλεκτῆς („die Kinder deiner auserwählten Schwester“). Mit „Kinder deiner Schwester“ meint er aber die Mitglieder der Gemeinde, in der er sich befindet und aus der er die Grüße übermittelt, was auch der Redeweise im Vers 1 (2 Joh 1) entspricht. So ist es nicht verwunderlich, dass das „Liebesgebot“, das er großschreibt, als „Bruderliebe“ dargestellt wird und damit die Schwestern des Gemeindekreises ignoriert und ausschließt.
- 14 Siehe Rudolf Schnackenburg: op. cit., S. 118.
- 15 Zum Thema Frauen in der Bibel sind die erschienenen Arbeiten unzählig. Dazu folgende drei Beispiele:
- Elisabeth Schüssler Fiorenza: Das zweispaltige Erbe der Women's Bibel, in: Bibel und Kirche, 50/4 (1995), 211-219.
 - Daniela Maria Ziegler: Frauen um Jesus, in: Welt und Umwelt der Bibel, 2 (2008), 16-19.
 - Martin Leutzsch: Jesu Studentinnen und Unterstützerinnen. Frauen, die Jesus begegnet sind, in: Welt und Umwelt der Bibel, 4 (2015), S. 8-14.
 - Luzia Sutter Rehmann: Männer, Frauen und Kinder in der Jesusbewegung, in: Welt und Umwelt der Bibel, 4 (2015), S. 16-17.
- 16 „Bibel. In gerechter Sprache“. Gütersloh 2006.
- 17 Partizipation bedeutet Teilhabe und Teilnahme. Dazu siehe Thomas Söding: Teilnahme als Teilhabe. Ein paulinischer Leitbegriff der Kirche, in: Communio, 49 / Juli-August (2020), S. 353-373.
- 18 Hierzu schreibt Johannes: „Wenn jemand Vermögen hat und sein Herz vor dem **Bruder [neu zu übersetzen: vor dem Bruder und der Schwester]** verschließt, den **[die]** er in Not sieht, wie kann die Gottesliebe in ihm sein?“ (1 Joh 3,17) oder „Kinder, wir wollen nicht lieben mit Wort und der Zunge, sondern in Tat und Wahrheit“ (1 Joh 3,18).
- 19 Rudolf Schnackenburg: op. cit., S. 102.

Literaturdienst

Massimo Borghesi: Papst Franziskus. Sein Denken, seine Theologie. Darmstadt 2020, 352 S.; ISBN: 978-3534271634.

Am Ende der Einführung des italienischen Moralphilosophen Massimo Borghesi (Perugia) in das Denken und die Theologie Jorge Mario Bergoglios steht Aparecida, die 5. Konferenz des CELAM im Jahr 2007, an dessen Durchführung und Schlussdokument der spätere Papst entscheidend mitgewirkt hat. Aparecida steht dabei nicht als chronologisches Ende am Schluss der Monographie, sondern eher als Brennglas auf das, wofür Bergoglio steht: Kirche, Politik, Theologie des Volkes Gottes, paradoxales Denken, erzählerischer Stil. Es sind diese Schlagworte und es sind die dahinterstehenden Personen, Wegbegleiter/innen und Lehrer des Jesuiten, die Borghesi ausführlich erläutert und zu Wort kommen lässt, um das Denken und Wirken von Papst Franziskus in einem spannungsvollen, aber einheitlichen Bild zu skizzieren.

Das Werk ist zuerst 2017 in italienischer Sprache erschienen. Nach anderen Übersetzungen legt nun Elisabeth-Marie Richter die deutsche Übersetzung vor. Neben einer Bibliographie verfügt die Ausgabe auch über ein hilfreiches Namensregister. Der Vizepräsident der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika, Guzmán Carriquiry Lecour, hat ein Vorwort verfasst, das den literarischen und ideellen Hintergrund des Papstes vorzeichnet.

Borghesi entfaltet Denken und Theologie des Papstes in sieben Kapiteln, in denen er jeweils ein zentrales Schlaglicht auf Jorge Mario Bergoglio wirft und dabei mindestens eine wichtige Person als Referenz skizziert, der sich der Jesuit verpflichtet weiß, weil er Aspekte ihrer Theologie oder Philosophie in sein Denken aufgenommen und weitergedacht hat. Als die drei wichtigsten Denker markiert der Autor den französischen Jesuiten Gaston Fessard, Romano Guardini und den uruguayischen Geschichtsphilosophen Alberto Methol Ferré.

Die *Einleitung* bringt das „katholische Denken“ Bergoglios auf drei Spannungsbögen (1. Fülle - Beschränkung; 2. Idee - Wirklichkeit; 3. Globalisierung - Lokalisierung) und vier Prinzipien (1. Die Zeit ist mehr wert als der Raum. / 2. Die Einheit wiegt mehr als der Konflikt. / 3. Die Wirklichkeit ist wichtiger als die Idee. / 4. Das Ganze ist dem Teil übergeordnet.), auf die der Autor im Verlauf der Darlegung immer wieder zurückgreifen und sie ausdifferenzieren wird (24f.).

Die erste Kontextualisierung eines solchen spannungsreichen, ja polaren Denkens bietet *Kap. 1*, das die Horizonte eröffnet: die ignatianische Di-

alektik Fessards, die Auseinandersetzung mit dem Peronismus, die Hegelkritik und der Augustinismus der argentinischen Philosophin Amelia Podetti und schließlich die *teología del pueblo* als Strömung der Befreiungstheologie.

Die „Philosophie der Polarität“ (*Kap. 2*) begründet und entwickelt die Spannungen und Prinzipien des Denkens von Papst Franziskus aus der „Dialektik“ der ignatianischen Tradition v.a. der französischen Jesuiten (neben Fessard auch der paradoxalen Ekklesiology Henri de Lubacs) und mit Methol Ferré, der die „Dialektik der Freundschaft“ als Wurzel der Kirche beschreibt (vgl. 123f.).

Als entscheidend für Bergoglios polares Denken wird Romano Guardini beschrieben, dessen „Gegensatz“ das Dissertationsvorhaben Bergoglios war (*Kap. 3*). In der Beschäftigung mit ihm entwickelte Bergoglio die oben skizzierten Spannungsbögen und Prinzipien (vgl. 137-144). Einheit stellt sich Bergoglio dabei wie einen Polyeder vor: Während die Kugel Verschiedenheit durch die Gleichheit der Punkte letztlich einebene, bilde der Polyeder die Eigenheit etwa der Völker und Peripherien ab, ohne die Ganzheit des Ganzen auseinanderbrechen zu lassen (vgl. 143f., 220, 226f.). Mit Guardini kann er Christus als „transempirischen Punkt“ (158) bezeichnen, als dialogische Synthese der jeweiligen Pole, von dem aus Papst Franziskus dann in der Lage ist, in *Laudato si'* Mensch und Natur miteinander ins Gespräch zu bringen.

Der *teología del pueblo* geht der Autor – mit Methol Ferré – in der Spannung von Lateinamerika und der Kirche nach (*Kap. 4*). Leser/innen lernen hier viel über die Auseinandersetzungen Lateinamerikas und der Kirche mit dem Marxismus sowie dem positivistischen Atheismus und entdecken in einer produktiven Konzilsrezeption die Wiedergeburt (*risorgimento*) des Volkes jenseits von Revolution und Reaktion. Im Hinblick auf Lateinamerika bricht in der Auseinandersetzung mit dem „technokratisch-hedonistischen Modell“ (213) des Atheismus und einer „imperialistische[n] Form der Globalisierung“ (220) die Idee einer solidarischen *patria grande* auf, eines Volkes als Familie und Lebensgemeinschaft (*Kap. 5*). „Die Idee der *patria grande* ist die politische Konsequenz der Hoffnungen der 1970er- und 1980er Jahre auf ein lateinamerikanisches katholisches *Risorgimento*.“ (222). Diese Gedanken münden in eine Darstellung des apostolischen Schreibens *Evangelii gaudium*, mit dem Papst Franziskus 2013 eine Art Programm seines Pontifikats auflegte, den Primat der Liebe als Prinzip von Familie, Kirche und Politik.

Die ignatianische Dialektik des Jesuiten Bergoglio wird im Folgenden als „erzählerische Form des Denkens“ entfaltet (*Kap. 6*). Es ist das vielleicht inspirierendste Kapitel des Werkes. Denn der Autor macht deutlich, dass der einfache Stil des Papstes

Franziskus, seine direkte Sprache und sein realistisches Erzählen, seine Art der Zeugenschaft für eine spannungsvolle Wahrheit sind. „Der Zeuge ist das Allgemein-Besondere ... Er ist der Punkt der Synthese“ (252); er repräsentiert Gottes Herrlichkeit und lässt sie spüren. Dabei bezeichnet der Autor Bergoglios Betrachtungsweise als „filmische“ (vgl. 255 u.ö.). In der Tat – diese Beobachtung mag erlaubt sein – erinnert die Konkretheit etwa des Bösen in manchen Zitaten des Papstes an filmische Inszenierungen wie die der Versuchungsszene Pasolinis oder zuletzt Milo Raus in „Das Neue Evangelium“. Es geht Franziskus um die Anfassbarkeit eines Glaubens, der voller Spannungen ist – und das zeigt der Autor sehr klar, z.B. auch durch die Skizze eines der Lieblingstheologen des Papstes, Peter Faber, eines Weggefährten des Ignatius, in dessen einfachem Leben sich die polare Mystik inkarniert habe (vgl. 264f.). Das erzählerische Denken und das einfache Leben sind Elemente des Glaubenszeugnisses; in ihm verbinden sich das Schöne, das Gute und das Wahre.

Das Schlusskapitel fokussiert noch einmal das Kirchenbild des Papstes und macht es an zwei „Organen“ fest: Die Kirche brauche ein mütterliches Gesicht, das anblickt, und ein Herz des Elends, das liebt (*Kap. 7*). Konkret: Kirche sei inkarnierte Barmherzigkeit.

Am Ende steht *Aparecida*: Der Autor zeigt auf, dass das Schlussdokument der Konferenz eben jene erzählerische Sprache und Mystik Bergoglios einfasst, die seine eigene Erfahrung als Angeblickter und Anblickender, als Mitglied des *pueblo fiel* geprägt sowie seine späteren Zeugnisse als Papst inspiriert haben. „Glaube, Solidarität und Freude“ (324) – wenn man so will: das Wahre, Gute und Schöne – gehören zum Stil christlicher Begegnungen, gegenseitigen Anschauens. „*Aparecida* war „seine“ Konferenz, die von Anfang bis Ende seine Handschrift trägt. Dort stellt [er] die programmatischen Linien seines künftigen Pontifikats vor“ (328).

Borghesis „intellektuelle Biographie“ ist lehrreich, weil sie den Menschen hinter dem Papstamt begegnen lässt, einen Lateinamerikaner und wissbegierigen Sucher. Dabei rezipiert der Autor nicht nur Texte Bergoglios selbst, sondern sehr intensiv auch die eher unbekannteren Quellen seines Denkens, deren Einfluss bis hin in die lehramtlichen Zeugnisse nachgewiesen wird. Hilfreich für das Lesen sind die immer wieder hervorgehobenen Thesen im Fließtext sowie die Übersicht über die Spannungsbögen und Prinzipien des Denkens Bergoglios (vgl. 144). So bietet der Autor eine Lesehilfe für die päpstlichen Verlautbarungen und geizt nicht mit Hoffnungspotential auf einen Mann des Volkes und Zeugen des Glaubens.

Dominik Arenz

Auf ein Wort

Jakobusbrief

fünf Seile stark
fünf Faden tief

Gott

gibt allen gerne
macht niemandem Vorwürfe

Gott lieben führt zum
Kranz des Lebens

im
Hören
schweigend
zornlos

sanftmütig

Leben FREI vom Ansehen
der Person

im Gesetz der Freiheit
übertrifft Erbarmen das
Gericht

gehe sorgsam mit Deiner
Zunge um
im Reden sei bedacht
habe Acht

vor allen Menschen
als von Gott gebildet und so
AB-Bild Gottes

daraus werde weise und
verständlich
lasse Eifersucht und Ehrgeiz
in guter Demut
suche Gottes Nähe

Gottes Weisheit
ist
heilig

friedlich
freundlich
gut erhörend
voll Erbarmen
reich an Frucht

lebe darin

werde darin
Täter/in des WORTES
herzkräftig
ohne Urteil übereinander
verleumdet nicht!

„WER BIST DU, DASS DU
ÜBER DEINEN NÄCHSTEN
RICHTEST?“ (4, 10)

schwört nie!
JA JA - NEIN NEIN
so ist's genug

NICHT URTEILEN!

das steht Gott nur zu
seid voller Fühlen
Klagen
Trauern
in Ausdauer - denkt an Ijob

dies ist eben auch so gut
wie

Freude
Preisung
Glücken

vermeidet Heuchelei!

seid bescheiden
Reichtum verfäult
ihr wisst nichts über den
morgigen Tag

Leben flüchtig auch wie
Rauch

so also betet dann auch
Tag für Tag
füreinander
salbet Kranke!
betet für sie ganz besonders

reich im Fühlen

hilft Irrenden sacht
umzukehren

so

ist

nun

je und jetzt

Tun

tiefere
und
weiteres

Vertrauen

markus roentgen

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Spiritual Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen | Dr. Angela Reinders, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Hauptabteilung Personal, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Christian Heckmann, Bistum Trier, Synodenbüro, Liebfrauenstraße 8, 54290 Trier | Prälat Dr. Martin Patzek, Vidumestraße 1, 45527 Hattingen | Pfr. Kurt Josef Wecker, Kirchgasse 6, 52385 Nideggen | Pfr. Dr. Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango, Myliusstraße 4, 51371 Leverkusen

Beirat: Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Martina Kreidler-Kos, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E